

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

---

Friedrich Nicolai

**Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker : Nebst zuverlässiger Nachricht von einigen nahen Verwandten desselben**

### **Dritter und letzter Band**

Vierte verbesserte Auflage, Berlin und Stettin: bey Friedrich Nicolai, 1799

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207369>

Band (Druck)   Freier  Zugang   



[https://purl.uni-rostock.de  
/rosdok/ppn1785207369/phys\\_0001](https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207369/phys_0001)



Landesbibliothek  
Mecklenburg-Vorpommern  
Günther Uecker



Obv5  
13405<sup>4</sup>





Leben und Meinungen

des Herrn Magisters

# Sebaldus Rothanfer.

---

Nebst zuverlässiger Nachricht von einigen  
nahen Verwandten desselben.

---

Dritter und letzter Band.

GYMNASIUM  
FRIDERICIANUM  
IN SCHWERIN

Vierte verbesserte Auflage.

---

Mit Königl. Preuß. Kurfürstl. Brandenb. allergnädigster  
Freiheit.

---



Berlin und Stettin

bey Friedrich Nicolai.

1799.

- 1900 - 1901 - 1902

1900 1901 1902

1900 1901 1902

1900 1901 1902



Leben und Meinungen  
des  
Herrn Magister  
Sebaldus Nothunker.

---

Dritter Band.

Seb. N. III.

2

magnum HC dnu mvd

206

magnum HC dnu mvd

magnum HC dnu mvd

magnum HC dnu mvd

---

## Siebentes Buch.

---

### Erster Abschnitt.

Das Schiff worauf sich Sebaldus befand, segelte eine Zeitlang mit gutem Winde, und näherte sich schon der holländischen Küste. Plötzlich aber stieg in Osten ein Sturm auf, schleuderte das Schiff, Vlie und Terel vorbei, und warf es an die Nordholländische Küste, wo es, da der Wind in Nocd-West lief, unweit Egmont scheiterte. Der Schiffer und die vornehmsten Personen wollten sich in einem Boote retten, aber es sprangen zu Viele hinein, und das Boot sank, in dem Augenblick da die darin befindlichen Unglücklichen das auf dem Sande festzehende Schiff von den Wellen zerschmettert sahen.

Jeder arbeitete mit äußerster Anstrengung gegen die ungestümen Wogen, aber die Meisten ermatteten, und gingen zu Grunde. Sebaldus war unter den Wenigen, die von den Wellen ans flache sandige Ufer geworfen wurden. Er kroch mit äußerster Mühe den Strand hinan; denn durch den heftigen Regen und Wind, das verschluckte Seewasser und die ausgestandenen Mühseligkeiten, waren seine Kräfte beynahе ganz erschöpft. Nahe bey ihm, ward der Körper des Schiffers ans Land geworfen. Der halbtodte Sebaldus strengte sich an, um seinem Wohlthäter zu helfen; umsonst, es war kein Zeichen des Lebens an dem Körper hervorzubringen. Dieser neue Kummer überwältigte die geringen Lebenskräfte des kaum noch Atem schöpfenden Sebaldus. Er sank in Ohnmacht, worin er eine geraume Zeit liegen blieb. Als er ein wenig zu sich selbst kam, sah er, in dem schrecklichsten Wetter da sich nur das äußerste Wüthen des Sturms gelegt hatte, einige Strandbewohner beschäftigt, die Überbleibsel der Ladung des zertrümmerten Schiffes aufs eilfertigste plündern, ehe sie der Schout in Egmont etwa ertappen könnte; um ihn aber

bekümmerte man sich so wenig, als um die todtē Körpet. So lag der hülſlose Mann den Rest des Tages, verlaſſen von der ganzen Natur. Trostlos, das Leben, dessen er ſchon vorher fatt war, nicht weiter wünschend, fiel er endlich, aus gänzlicher Ermattung, in ein taubes Hinbrüten zwischen Schlummer und Ohnmacht; sein leßtes Bewußtſeyn war der Wahn, daß ſein Hinsinken des Todes Anfang ſeien.

Mit Tagesanbruche erwachte er, nur zu empfinden den erwärmenden Strahl der Sonne und die Ruhe des beſänftigten Meeres, aber ohne Kraft ſich zu bewegen, ohne Anſchein von Hülfe, in der todtē Stille der Gegend; die Hoffnung des nahen Todes, sein einziger Gedanken.

So fand ihn nach einigen Stunden ein gutherziger nordholländischer Fischer. Da an ihm noch einige Zeichen des Lebens zu spüren waren, ſchleppte ihn der Fischer weiter den Strand hinauf, erquidde ihn ſo gut er konnte, und fand endlich Mittel, ihn bis in seine Hütte zu bringen. Hier verpflegte ihn der mildhätige Nordhollandet wie es ſeine eigene Armut erlaubte; ſo daß der Kranke bald wieder an Kräften zunahm.

Beide konnten nur mit vieler Mühe einander verstehen, durch Hülfe des Plattdeutschen, das Gebaldus in Holstein gelernt hatte. Dieser verhehlte seine Verlegenheit nicht, von allem Nothwendigen entblößt, die weite Reise nach Ostindien zu unternehmen, die in dem gegenwärtigen Elende noch seine einzige Hoffnung war. Da der Fischer vernahm daß Gebaldus lutherisch und ein Prediger sey, schlug er ihm vor, ihn zu einem lutherischen Prediger nach Alkmar zu bringen, der ihm zu fernerem Fortkommen behülflich seyn werde.

»Weg!« rief Gebaldus, durch manichfältiges Unglück erbittert: »Weg mit den Geistlichen, sie sind an allen meinen Leiden schuld! Wehe mir wenn ich mich wieder an sie wenden sollte!«

»Aber dieser,« sagte der Fischer, »ist ein frommer wohlthätiger Mann.«

»Wohlthätig?« rief Gebaldus voll Unwillen: »Ich kenne sie! Sind sie nicht kalt und hartherzig, so thun sie nur denen Gutes die mit ihnen im gleichen engen Birkel ihrer Lehmeninungen herumgehen; außer demselben, bestreiten sie, verdammten, lassen Hungers sterben, so sehr sie vermögen.«

»Dieser ist aber doch ein recht guter Mann,« versetzte der Fischer. »Der vorige Prediger hat immer mit der Ehrenwürdigen Klasse viel Streit gehabt; dieser aber verträgt sich mit den Reformirten und mit den Mennonisten, so wie mit seinen eignen Glaubensbrüdern.«

»Er ist verträglich?« rief Gebaldus. »Wohl! so lasst uns zu ihm gehen. — Doch, lieber Mann,« sagte er seufzend, indem sie fortgingen: »wüßt Ihr nicht einen gutherzigen Krämer oder Bauern? zu dem würde ich mehr Vertrauen haben.« Der Fischer wußte sonst niemand, und sie gingen nach Alkmar.

Als sie in des Predigers Haus traten und ihn zu sprechen verlangten, rief ihnen die Magd entgegen: »Ihr werdet ihn jetzt nicht sprechen können, denn er ist eben von dem Leichenbegängniß seines einzigen Sohnes zurückgedommen, und noch ganz in Traurigkeit versunken.« Doch als sie die Fremdlinge anmeldete, wurden sie vorgelassen.

Der Fischer sagte ihm kurz: Er bringe ihm einen auf der See verunglückten lutherischen Prediger aus Deutschland, der nach Ostindien habe gehen wollen, weil er sonst nirgend habe Hülfe finden können.

Der Prediger fragte den Gebaldus lateinisch: »Was ihn bewogen habe, sein Vaterland zu verlassen.«

»Unglück und Mangel,« antwortete Gebaldus, — sich nicht getrauend, gegen den Prediger eine nähere Veranlassung anzugeben. —

»Aber Unglück und Mangel lässt sich besser in der Nähe abhelfen, ohne die Seinigen zu verlassen.«

»Ach! mit ist niemand übrig, der mich vermissen könnte, niemand ist« (die Thränen floßen ihm über die abgezähnten Wangen) »in diesem ganzen Welttheile, den ich den Meinigen nennen könnte.«

»Du bist also nicht verheirathet, Freund, hast keine Kinder?« — Er sah den Gebaldus starr an und seufzte. —

»Ach! meine Frau ist längst vor Kummer gestorben. Kinder? Ach ja, leider! ich habe Kinder. Eine Tochter, die meiner ganz unwürdig ist; einen Sohn, der in der Welt herumirret, seinen Vater längst vergessen hat, — oder vielleicht auch, — setze er zweifelnd hinzu, — »nicht mehr herumirret, denn seit zwey Jahren habe ich keine Nachricht von ihm.«

»Und du nennest dich unglücklich, Freund!  
 »da du Kinder hast? Sieh mich an!« Er be-  
 deckte sein Angesicht mit der Rechten. —  
 »Mein einziger Sohn ist tot! die Stütze  
 »meines Alters ist dahin! — Wollte Gott!  
 »er irrte noch in der Welt herum. — Ich  
 »wollte auf ihn warten, Jahre lang warten!  
 »Hätte er Fehler begangen? welches göttliche  
 »Vergnügen, ihn zu bessern, ihm in meinen  
 »väterlichen Armen zu vergeben! Du hast Un-  
 »recht, Freund! Dein Sohn wird von seinen  
 »Wanderungen zurückkehren, deine Tochter  
 »wird den Irrweg verlassen, ins väterliche  
 »Haus, zur Tugend, zurückkehren wollen; —  
 »und das väterliche Haus ist leer! Ihr Vater  
 »ist von ihnen geslossen! — Ach, Freund! sie  
 »sind unglücklicher, als du!«

»Für mich ist kein Haus mehr da!« — Er  
 sah den Prediger mit starrer Verzweiflung an.  
 — »Nicht einmal ein Obdach in diesem gan-  
 »zen Welttheile!« Sein Haupt senkte sich, und  
 er legte seine gefalteten Hände auf die Knie. —  
 »Und wer hat es dir genommen?« sagte  
 der Prediger mit einem Tone voll holländi-  
 scher Kälte, die Gebaldus für Gleichgültigkeit  
 nahm.

„Priester haben mich verfolgt“ versetzte  
Sebaldus auffahrend, — „weil ich Wahrheit  
„bekannte;“ — er stand hiſig auf, — „ha-  
ben mich von Lande zu Lande gejagt,  
„wollen mich nicht einen Bissen Brot essen  
„lassen.“

„Und Freund! du bist gewürdigt worden,  
„um der Wahrheit willen zu leiden, und nen-  
„nest dich unglücklich? Weißt du nicht, wel-  
„cher Lohn deiner dort wartet? — Wer wa-  
„ren die Feinde die dich verfolgten? Ver-  
„muthlich herrschüchtige Prälaten, blutgierige  
„Mönche, die Gott einen Dienst zu thun  
„glauben, wenn sie die Keiser vom Erdboden  
„vertilgen? Unsere reformirte Brüder in  
„Deutschland denken wohl zu gut, um ihre  
„protestantischen Brüder zu verfolgen, wie  
„hier zu Lande noch bisweilen geschieht.“

„Ah! Reformirte? Lutheraner waren es,  
„der Reformation Erstgeborene, die auch nur  
„allein die reine Lehre geerbt zu haben glau-  
„ben. —“

Und nun, weil der gute Mann durch den  
Anblick der niedergedrückenden Last seiner Un-  
glückssäße seine gewöhnliche Sanftmuth, und  
mit der Hoffnung eines bessern Zustandes auch

seine Besonnenheit verloren hatte, kam seine ganze Geschichte, und alle seine heterodoxen Meinungen an den Tag.

Der Prediger, voll Erstaunen, saß einige Minuten stille, schlug die Hände zusammen und rief:

»Wie? Keine Genugthuung, keine Erbsünde, keine ewigen Strafen? Freund, du behauptest verderbliche Irrthümer, die mit dem einzigen Wege zur Seligkeit nicht bestehen können!«

Sebaldus hob ungeduldig die Augen empor, und redete den Fischer in gebrochenem Holländischen an:

»Kennt Ihr keinen Handwerker oder Tagelöhner, der noch nichts vom einzigen Wege zur Seligkeit gehört hat, der wird vielleicht noch einen Bissen Brot mit mir theilen. Ich sag's Euch ja gleich, daß wir hier nichts ausrichten würden. —«

Damit wandte er sich zornig um, und wollte zur Thüre hinausgehen.

Der Prediger sprang auf, drehte den Sebaldus mit beiden Händen herum, hielt ihn fest, schaute ihm gerade ins Gesicht und rief:  
»Mensch! Warum verabscheust du einen

»Menschen, der den Weg zur Seligkeit für  
»einzig hält? Warum hassest du ihn, ehe du  
»ihn kennest?«

Sebaldus, bei dem der schnelle Zorn alle-  
mal der Übergang zur Selbstkenntnis war,  
antwortete mit sehr gemäßigter Stimme:

»Ich hasse niemand; aber, Gott weiß es,  
»diese Priester welche ausschließende Seligkeit  
»an Lehrformeln binden, haben mich gezwun-  
»gen sie zu verabscheuen, weil sie jeden has-  
»sen und verfolgen, der, so wie ich, glaubt,  
»daß Leben, und nicht Lehre, hier rechtschaf-  
»fen und dort selig mache.«

»Und, wenn du,« erwiederte der Predi-  
ger, indem er die Hände sinken ließ, und  
seine Rechte auf Sebaldus Schulter legte, —  
»glaubst, daß man bei jeder Lehrmeinung  
»rechtschaffen seyn kann, warum willst du,  
»daß man es nur bei der orthodoxen luth-  
»erischen Lehre nicht seyn könne, welche fröni-  
»me Leute in Form gebracht haben, welche  
»die Kirche angenommen und die Obrigkeit  
»bestätigt hat?«

»Guter Ulrich!« versetzte Sebaldus, etwas  
stammelnd: »wenn du so viel Ungemach von  
»herrschenden Nechtgläubigen erlitten hättest

»als ich, so würdest du die Frage nicht thun.  
 »Sie verdammen den der anders denkt als  
 »sie, in alle Ewigkeit, und hier auf Erden  
 »hassen sie ihn als einen Verdammten, und  
 »vertreiben ihn, so weit sie ihn erreichen  
 »können?«

»Und das thun alle? Kennst du sie alle?  
 »Freyleich, mein Freund! wer herrschen will,  
 »wird verfolgen. Auch ich lebe unter einer  
 »herrschenden Kirche, die verfolgt, so weit es  
 »die Obrigkeit zulässt. Aber dazu treibt nicht  
 »Lehre, sondern Herrschaftsucht und Rechthabe-  
 »ren. Du hast Ungemach erlitten, von hef-  
 »tigen und herrschsüchtigen Männern, die or-  
 »thodox waren. Freund! Hast du noch keinen  
 »Heterodoxen gesehen, der auch herrschsüchtig  
 »war? — Dann hättest du weniger Erfah-  
 »rung als ich. Ich habe schon oft mit dem  
 »ersten Keime der Heterodoxie auch Eigendün-  
 »kel und Rechthaberey auffroszen sehen.«

Gebaldus, beschämt, vermeinte: »Die böse  
 »Lehre von der ewigen Verdammnis mache  
 »doch die Gemüther so sehr geneigt, den-  
 »jenigen den man schon als einen künftig  
 »ewig Verdammten ansieht, auch schon hier  
 »zu verabscheuen.«

»Mein Freund!« rief der Prediger: »die dordrechtischen Rechtgläubigen dieses Landes haben nebst der Ewigkeit der Höllenstrafen noch die unbedingte Prädestination. Und dennoch ist in Altona so mancher brave Calvinist, der mich nicht für prädestiniert hält, aber doch mich herzlich liebt. Ich bin lange in Amsterdam gewesen, wo hundert Sектen sich ihrem Lehrsysteme nach verdammen, und friedlich neben einander leben.«

»Ich bin,« fiel ihm Sebaldus hastig ins Wort, »in Berlin gewesen, wo auch Nellysverwandten aller Art friedlich miteinander umgehen, und ich habe dort nichts vom Verdammten gehört, — ausgenommen etwa Einmal.«

»Ey,« rief der Prediger, »wenn du es auch nur Einmal gehört hast, so wird es doch wohl auch dort mehrmal geschehen. Höre meine Meinung: Nach meinem Lehrsysteme, das ich Jahre lang durchgedacht habe, bist du — ich kann es nicht bergen — in Irrthümern die deiner künftigen Seligkeit hinderlich sind, wenn Gottes Gnade nicht viel weiter geht, als die Einsichten die

»ich aus seinem Worte schöpfen kann. Hier-  
 »über getraue ich mir aber nicht zu bestim-  
 »men. Sei also Gott und deinem Gewissen  
 »überlassen! Und nun? Warum sollte ich dich  
 »nicht lieben, wenn du sonst Liebe verdienst?  
 »Ich sagte vorher, wenn mein Sohn, dessen  
 »Tod ich beweine, bloß verirrt wäre und  
 »endlich wieder zu mir käme, würde ich ihm  
 »vergeben und ihn zu bessern suchen. So  
 »halte ich auch jeden verirrten Glaubensbru-  
 »der, eben so gewiß, als ich wünsche daß  
 »jeder Glaubensbruder, wenn ich mich verirre,  
 »gegen mich so handele. Auch dich, Freund!  
 »sehe ich als meinen Bruder an! Nicht dieser  
 »ganze Welttheil hat dich verstoßen; hier ist  
 »noch ein Ort, und er ist hoffentlich nicht der  
 »einzige, wo Einfalt der Sitten, Eintracht  
 »und Gastfreundschaft herrschen. Bleib bei  
 »mir, mein Bruder! Mein Haus ist das dei-  
 »nige, und meinen Bissen theile ich mit dir,  
 »so lange ich selbst noch einen Bissen habe.«

Hiemit schloß er ihn in seine Arme, und  
 Gebaldus beschämte wegen seiner Übereilung,  
 stumm vor freudigem Erstaunen, konnte nur  
 durch Thränen antworten.

Der Prediger hielt redlich, was er ver-

sprochen hatte. Er nahm den Gebaldus in sein Haus auf und versah ihn mit den nothwendigsten Erfordernissen. Sie hatten den freundlichsten Umgang. Freylich konnte es nicht fehlen, daß nicht beide, sehr bald, über Erbsünde, Wiedergeburt und Genuethuung zu disputiren anfingen, aber dies machte in den menschenfreundlichen Gesinnungen des Predigers keine Anderung, selbst alsdann noch nicht, wann Gebaldus Argumente vorbrachte, bei denen der gute Prediger einige Minuten still schweigen, und sich erst auf Gegenargumente befinnen mußte.

Auf diese Art gingen einige Wochen vorbei, bis ein Kaufmann aus Rotterdam, der eine Parten Güter auf dem gestrandeten Schiffe gehabt hatte, deshalb nach Egmont kam, und sich bei dieser Gelegenheit einige Tage in Alkmar aufhielt, wo er den lutherischen Prediger, seinen alten Bekannten, besuchte. Er sah daselbst den Gebaldus, und nach näherer Erkundigung, trug er diesem die Erziehung seines zweiten Sohnes unter vortheilhaften Bedingungen an. Gebaldus beurlaubte

laubte sich also bey seinem Wohlthäter, und  
reisete mit dem Kaufmanne nach Rotterdam.

### Zweyter Abschnitt.

Der Kaufmann hatte bereits in seinem Hause einen Hofmeister, der zu Erziehung seiner beiden Söhne gar wohl hätte hinlänglich seyn können. Allein er hatte eine lutherische Frau, und in den Ehepakten war festgesetzt, daß das erste Kind reformirt und das zweynte lutherisch erzogen werden sollte. Seine Frau, eine gutmütige Mattrone, mit der er in allen Dingen, auch selbst in Absicht der zwischen ihnen verschiedenen Konfession, in grösster Eintracht lebte, würde mit dem Einen Hofmeister, ob er gleich reformirt war, sehr wohl zufrieden gewesen seyn; wenn nicht Dame Ter Breidelen, ihr lutherischer Gevisensrath, ihr die Rüchterfüllung dieses Theils der Ehepakten so oft zu einer Gewissenssache gemacht, und über diese Beeinträchtigung der reinen Lehre, bey ihren mitlutherischen Vatern und Muhammen, so oft bittere Klagen geführt hätte; daß Frau Elsaße endlich anfangen mußte, ihrem Manne über diese Sache

Geb. N. III.

B

in den Ohren zu liegen. Dieser würde auch zu Befestigung des Hausfriedens, so wie des Kirchenfriedens, schon längst ihrem Verlangen ein Genüge gethan haben. Bloß der Mangel eines dazu fähigen lutherischen Kandidaten wäre bisher daran hinderlich gewesen.

Es ward also der zweynte Sohn des Kaufmanns dem Gebaldus übergeben, zu nicht geringem Misvergnügen des reformirten Hofmeisters, Meester Puistma, der den Knaben schon als sein Eigenthum betrachtete, und der es als ein Misstrauen gegen einen so gelehrten Mann auslegte, daß man einem Andern das Kind anvertrauen wollte, dessen Erziehung er schon angefangen hatte. Wahrt ist es, er besaß ganz besondere Talente zu Erziehung der Jugend. Er war nicht umsonst fünf Jahre in Gröningen und in Utrecht gewesen, um daselbst alle Worte der berühmtesten Hochlehrer nachzuschreiben und den reichsten Schatz holländischer Schulgelehrsamkeit und holländischer Rechtgläubigkeit einzusammeln. Er hatte alle Spießfindigkeiten der Voetischen und Cocceianischen Theologie durchtrochen, und wußte so genau, in wie mancherley Sinne alle mögliche Theolo-

ganten in den sieben vereinigten Provinzen die Haushaltungen des göttlichen Gnadenbundes geordnet und verändert hatten, daß er noch eine neue Haushaltung hätte erdenken können. Er konnte auf ein Haar bestimmen, ob Christus im alten Testamente nur ein Bürge und Fidejussor für das menschliche Geschlecht gewesen, oder noch etwas anders. Dabei hatte Meester Puistma einen besondern Fleiß auf die gesegnete Lehre von der Prädestination gewendet, und konnte, trotz einem von Milton's philosophischen Teufeln, über Vorherbestimmung und freien Willen disputiren \*). Ja was noch mehr ist! Da nach Milton's Berichte, selbst die Teufel sich aus dem Dispute über diese Materien nicht herausfinden können, schien dieser holländische Theologant einen

## B 2

\*) Others apart sat on a hill retir'd

In thoughts more elevate, and reason'd high  
Of providence, foreknowledge, will, and fate,  
Fix'd fate, free will, foreknowledge absolute,  
*And found no end, in wandring mazes lost.*

Milton's Paradise lost. B. II. v. 557.

höheren Scharfsinn zu besitzen; denn ihm standen so genau zusammengekettete Schlüsse folgen zu Gebot, um den partikularsten Partikularismus zu behaupten, daß er sogar sich selbst der Verdammnis würde übergeben haben, wenn ihm hätte bewiesen werden können daß er nicht prädestinirt wäre.

Diese theologantische Weisheit hatte Piustma denn auch unverzüglich bei seinen beiden Jünglingen an den Mann gebracht, und sie bereits ziemlich tief in die Haushaltungen hineingeführt. Zugleich, da er sich erinnerte daß diese Knaben einst Bürger eines Grenzstaates werden sollten, war er bemüht, ihnen die nützlichsten Stücke der vaterländischen Geschichte zu erklären. Dahin gehörte besonders die Geschichte des Synods zu Dordrecht, mit seinen politischen und theologischen Veranlassungen, und wie wohl man gethan die Remonstranten lieber nicht zu hören, damit man sie desto gemächerlicher verdammen könnte, desgleichen die Vorfälle mit der sogenannten Loevesteinschen Partie, nebst der läblichen Hinrichtung des unruhigen Oldenbarneveld u. s. w. Als er aber einst wahrsahm, daß die Knaben, indem er

pathetischer Weise beklagte daß das Schloß Loevestein nicht jetzt noch zum Gefängnisse für die widerspenstigen Unrechtsinnigen gebraucht würde, indeß unter dem Tische mit Käulchen und papiernen Bögeln spielten; so ward er dadurch nicht wenig entrüstet, und erklärte, nach dem Beyspiele erfahrner Pädagogen welche unartigen Knaben die Leckerbissen versagen, ihnen das köstliche Fest dieser Erzählungen künftig so lange zu entziehen, bis sie selbst hungrig darnach würden.

Daher bestand, zu der Zeit als Sebaldus ins Haus kam, der Unterricht der beiden Knaben bloß darin, daß sie täglich aus dem Heidelbergischen Katechismus ein Pensum der Abtheilung von des Menschen Elende auswendig lernen und hersagen, dabei täglich ein Kapitel aus Beza lateinischer Übersetzung des Neuen Testaments exponiren mußten, und von einem besondern Lehrmeister in den fünf Specien der Rechenkunst unterrichtet wurden, weil, wie leicht zu erachten, ein so gelehrter Mann wie Meester Puistma, sich mit so gemeinen Dingen nicht abgeben konnte.

Sebaldus verfuhr bei seinem Böblinge

auf eine andere Art. Er lehrte ihn nebst dem Katechismus, der lateinischen und hochdeutschen Sprache und dem Schönschreiben, noch die Geschichte und die Erdbeschreibung. Dieses gefiel den Eltern, obgleich der gelehrtte Puistma über die unnützen Dinge seine Verachtung bezeugte. Als aber Gebaldus sich freiwillig erbot beide Knaben das Rechnen und die Musik zu lehren, sing Meester Puistma darüber Feuer, lief zu dem reformirten Domine Dwanghunsen, und klagte daß man den ältesten Knaben lutherisch zu machen suche, indem ihm der lutherische Informator Stunden geben solle. Domine Dwanghunsen war mit dieser Neuerung freylich nicht zufrieden; weil indeß der Kaufmann gedeputeerde Ouderling oder Kirchenvorsteher war, so wollte er ihn in etwas schonen, und sprach noch vorjezt den eiftrigen Puistma zufrieden.

Noch schlimmer ward es, als Gebaldus anfing seinen Jöglings im Griechischen zu unterweisen, und der Kaufmann seinem ältesten Sohne, aus dem er einen gelehrt Mann machen wollte, befahl, diesen Lehrstunden hinzutwohnen. Gebaldus ließ darin Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokra-

tes lesen und übersetzen, und erklärte auch einige Stellen aus Antonins Betrachtungen. Er nahm hierbei Gelegenheit, den Knaben gute moralische Grundsätze einzuprägen, und sie ihnen durch Erklärung dieser vortrefflichen Bücher anschaulich zu machen. Allein hierüber setzte Puistma, in Gegenwart beider Eltern, den neuen Lehrer aufs heftigste zur Rede. Er sagte sonder Scheu: wenn Gebaldus ein rechter Christ wäre, so würde er den Kindern nichts als die gewyde Bladeren \*) und andere christliche Bücher vorlegen, ihnen aber nicht solche ungeweihte blinde Heiden, wie Sokrates und Antonin, zu Beispiele vorstellen, deren Tugend schon der heilige Augustin als blendende Laster verdammt habe. Gebaldus vertheidigte sich; aber was könnte vernünftige Vertheidigung bei einem Manne, wie Puistma, helfen? Dieser schrie, ohne Gründe anzuhören, und lief voll Wuth abermals zu Domine Dwanghuysen, ihm diese neue Nezerey zu berichten.

Menschliche Tugenden, besonders die Tu-

\*) Geweihte Blätter, d. h. die Bibel.

genden der Heiden, standen zu der Zeit in Rotterdam eben nicht im besten Rufe. Davat hatte Domine Hooftede damals noch nicht die Laster der berühmten Heiden angezeigt, zum Beweise wie unbedacht sam man dieselben selig gepriesen<sup>\*)</sup>. Es ist aber leicht zu erachten, daß die unsinnige Behauptung: die größten Männer des Alterthums wären, ohne Ausnahme, lasterhaft gewesen, nicht auf einmal in eines Menschen Gehirn kommen kanu, ohne daß vorbereitende Thorheiten anderer Leute vorhergegangen sind. Wirklich war schon seit geraumer Zeit in Friesland und durch das ganze Südholand die Meinung gänge und gäbe gewesen: das menschliche Geschlecht sey von Natur elend, dummi, und zum Guten unfähig. Wenn jemand auf irgend eine Art das Gegenteil behaupten, besonders wenn er sich etwa auf die guten Handlungen der Heiden berufen wollte; so war es sehr gewöhnlich, von Arz

<sup>\*)</sup> Dieses Buch ist ins Deutsche übersetzt. Leipzig  
1769. 8.

minianischer Anstrengung, Pelagianischem Sauer-  
teige, und Socinianischem Giste zu reden,  
auch wohl zu schreiben. Domine Dwang-  
hunßen war nicht der Geringste unter den  
rechtsinnigen Verdammern der Heiden;  
also begreift man leicht, in welche Bewegung  
ihn Meester Puijstma's Klage gesetzt haben  
mag.

Er ging unverzüglich zum Kaufmann,  
und in dessen Gegenwart fuhr er den Gebal-  
dus heftig an: wie er der Jugend heidnische  
Schriften in die Hände geben könne, um ihr  
daraus Beispiele der heidnischen sündlichen  
Lugend zur Nachahmung vorzustellen? Er  
entschied, daß weder Xenophon noch So-  
krates noch Antonin prädestinirt gewesen,  
daß sie wegen ihrer bloß scheinbaren Tugen-  
den kein Gegenstand der göttlichen  
Barmherzigkeit seyn könnten, und also  
in dem höllischen Schwefelpuhle ewig braten  
müssten. Gebaldus unternahm es unbedacht-  
samer Weise, jene großen Männer wider dies  
harte Verdammungsurtheil zu vertheidigen,  
machte aber dadurch das Ilbel viel ärger:  
denn Dwanghunßen ward sehr heftig er-  
grimmt, daß man gegen ihn, als einen See-

lenhirtten, ohne Scheu solche seelenverderbliche Meinungen behaupten wolle; und schrie, indem er aus dem Zimmer schritt, dem Kaufmann zu, einen solchen heidnischen Unchristen nicht einen Augenblick unter seinem Dache ferner zu dulden, weil Er sonst für nichts stehen könne, wenn der seinen Hirten liebende Pöbel, sobald er ein solches Anathema Maran Atha \*) verspüre, Unheil anfangen sollte.

Der Kaufmann, der Frieden haben wollte, und wohl wußte mit welcher Hestigkeit Domine Dwanghuyzen das durchzusehen pflegte, was er einmal beschlossen hatte, wäre sehr geneigt gewesen von Gebaldus zu scheiden. Aber seine Frau nahm ihren Hofmeister in Schuß, und wollte ihn ehet nicht weg schaffen,

\*) 1 Cor. XVI. 22. — In dem Streite über die Tuglichkeit der Heiden, welcher damals in Holland sehr hitzig geführt ward, drohte der eifrige Domine Höfstedede und sein Unhang sehr oft den wenigen welche es möglich hielten daß tugendhaftes Heiden selig würden, mit dem Jan Hagel oder Pöbel, der, wie sie sagten, seine Hirten, d. h. Domine Höfstedede und Konsorten, sehr liebte.

bis auch ihr lutherischer Gewissensthath sein Gutachten darüber gegeben hätte.

### Dritter Abschnitt.

Domine Ter Breidelen ward demnach ersucht, am folgenden Tage in dem Hause des Kaufmanns zu erscheinen; und der eifrige Dwanghunsen, welcher dies sogleich von Meester Puistma erfuhr, fand sich, ungebeten, dazu ein.

Die Sitzung wurde damit eröffnet, daß sich Ter Breidelen den ganzen Casus vortragen ließ, welches Meester Puistma mit vieler Nedseligkeit verrichtete. Darauf sagte der Domine viel triftige Dinge von der Unnützlichkeit der heidnischen Weisheit, und sprach förmlich das Urtheil der ewigen Verdammniß über Sokrates und Antonin aus. Gebaldus wollte ihre Tugend und folglich ihre Seligkeit vertheidigen, aber dadurch zog er sich selbst den Ausspruch der Verdammung zu. Domine Dwanghunsen neigte sich hierauf freundlichst gegen Domine Ter Breidelen, und zeigte in einer wohlgesuchten Rede: So herzlich er sonst auch seine lutherischen Brü-

der liebe, könne er doch eine so gefährliche Lehre wie Sebaldus hege, auf keine Weise entschuldigen. Der Breidelen rief: Sebaldus sei kein Lutherauer, sondern ein Synergist und Pelagianer, der die ächte lutherische Lehre von dem geistlichen Verderbniß der menschlichen Natur verschmähe. Dranghunßen erwiederte: Fast sollte man denselben der Holland so schädlichen Sekte der Arminianer behingehan halten, weil er zu behaupten schiene, die bekehrende Gnade sey lenis suasio oder eine sanfte Überredung, welche Lehre in den Kanonen des Dordrechtschen Synods, Kap. IV. 7 verdammet worden. Der Breidelen rümpfte ein wenig die Nase bey Erwähnung des Dordrechtschen Synods. Sebaldus erschrocken, daß er bei Behauptung der unschuldigsten Wahrheiten verdammt ward, und durch vorhergehende Verfolgung furchtsam gemacht, suchte, so weit es anginge, sich dem angenommenen Lehrbegriffe gemäßer auszudrücken. Dies verursachte einen weitläufigen polemischen Wortwechsel, in welchem beide Domine sehr hart aneinander gerietchen. Denn ob sie gleich völlig einig waren den Sebaldus zu

verdammten, so wurden sie doch, durch seine Vertheidigung, über die Ursache der Verdammung wieder uneins. Der Breidelen besorgte nehmlich, die Meinung des Sebaldus führe zu der schädlichen Lehre von der Prädestination; Dwanghuyßen hingegen vermeinte, sie führe zu weit von dieser heilsamen Lehre ab. Dies brachte sie in einen langen Disput über den Vorzug der Augspurgischen Konfession und des Dordrechterschen Synodus, wobei sie von Sebaldus Meinungen ganz abgeriehen, und nur endlich, da die Mittagsglocke sie ans Weggehn erinnerte, übereinkamen daß Sebaldus nach keinem von beiden Lehre. Er ward also abermals unwiderruflich verdammt. Dwanghuyßen ermahnte, als sie zur Thür hinausgingen, seinen Kirchenvorsteher, und Der Breidelen sein Kirchkind, einen so heillosen Menschen, der mit keinem einzigen Symbolum übereinstimme, sogleich von sich zu lassen; und Dwanghuyßen besonders erwähnte nochmals, beyläufig, des hirtenliebenden Jan Hagels.

Gutmüthige Laien, welche aufmerksam zuhören wenn geistliche Herren über die Orthodoxie und Heterodoxie eines Andern streiten,

befinden sich ungefähr in der Lage, als wenn gewöhnliche Menschen bey der Konsultation gelehrter Ärzte über den ungewissen Zustand eines Kranken zugegen sind. Nicht allein trauen sie dem Patienten bald alle die fremden Krankheiten zu, deren griechische Namen ihm von beiden Seiten zugeworfen werden; sondern es fängt sie wohl selbst an, ein Schwindel, Kopfschweh oder Gliederreissen anzuwandeln, wenn man die ganze Pathologie so vor ihnen die Musterung passiren läßt.

So ging es dem Kaufmanne und seiner Frau, die voll Betäubung den ganzen Streit angehört hatten. Sie blickten bald ganz furchtsam den Sebaldus darüber an, daß er wider alles Vermuthen so gräßliche Lehren behauptete; bald wollten sie ihn entschuldigen mit dem vielen Guten das sie sonst an ihm bemerkten; bald singen sie an, für sich selbst zu fürchten, ob sie wohl in ihrem Christenthume so laut geworden um die Irrlehren nicht zu fühlen; bald gereute es sie, daß die wohlsangesangene Erziehung ihrer Kinder wieder liegen bleiben sollte.

So herrschte beym Mittagsmahle ein tödtes Stillschweigen, und einer sah den an-

dern ängstlich an, bis Meister Puistma, der nach so wohl vollbrachter Berichtung, sich Essen und Trinken sehr gut hatte schmecken lassen, noch zeitiger als sonst zu seinem gewöhnlichen Mittagsschlafchen vom Tische weggeschlich.

Als er fort war, sagte Frau Elsahe zu Gebaldus mit niedergeschlagenen Augen:

»Aber lieber Meister, warum habt Ihr auch meinen Kindern heidnische Bücher vorgelegt?«

»Weil Eure Kinder Griechisch lernen sollten, und diese Bücher gut Griechisch geschrieben sind.«

»Aber warum habt Ihr ihnen so böse, gottlose Leute zur Nachahmung vorgestellt?«

»Urtheilt selbst, versetzte Gebaldus, ob sie böse und gottlos gewesen?« Hier erzählte er ausführlich die Geschichte des Sokrates, und schilderte den Charakter des Antonin. Er fragte, ob es nicht vielmehr gottlos sey einen Fürsten zu verdammen, der nach seiner eignen Nachricht, von seinem Großvater gelernt: Leutselig zu seyn und sich nicht zu erzürnen; von seinem Vater: Bescheiden und männlich zu

werdenz von seiner Mutter: Gottese-  
furcht und Freigebigkeit, und nicht  
nur nichts Böses zu thun, sondern es  
auch nicht einmal zu denken \*), u. s. w.

Der Kaufmann und seine Frau hörten  
aufmerksam zu. Frau Elsahe gestand, wenn  
dieser Heide so gesinnet gewesen, könne es  
wohl nicht verdamlich seyn ihn zum Be-  
spiele dargestellen. Da sie möchte sich selbst  
nicht unterstehen, einen so guten Heiden zu  
verdammnen,

Hiermit stimmte der Kaufmann überein.  
»Aber dies ist nicht meine Sorge,« sagte er  
zum Sebaldus; »denn die Domine wissen mit  
»dem Verdammten geschwinder umzuspringen  
»als unser einer. Das Schlimmste ist, daß ich  
»Euch wider Willen der Domine nicht im  
»Hause behalten kann, weil sie allen Leuten  
»sagen werden daß Ihr keine rechte gewisse  
»Religion habt.«

»Eine rechte gewisse Religion? Mein  
»Herr! die habe ich, Gott Lob! denn ich  
»wüßt,  
\_\_\_\_\_

\*) Man s. Antonins Betrachtungen über  
sich selbst, dieses Buch im Anfange.

»weiß, an wen ich glaube. Aber daß  
»mein Glauben, mit dem was verschiedene  
»andere Leute glauben, oder was sie andern  
»Leuten als Formulare zu glauben vorschrei-  
»ben, zuweilen nicht übereinstimmt, ist nicht  
»meine Schuld. Der Glauben ist eine Ge-  
»wissenssache, welche nicht kann geboten wer-  
»den. Ich lasse gern einen jeden glauben  
»wovon er überzeugt zu seyn meinet; war-  
»um wollte Ihr mir dieses nicht auch frey  
»lassen?«

»Ich wohl,« versetzte der Kaufmann,  
»aber die Domine schwetlich. Die lassen sich  
»nicht gern widersprechen. Wenn Ihr ein-  
»mal nicht für ehrtsinnig gehalten wer-  
»det, werden sie beständig gegen Euch was  
»einzuwenden haben; und auch gegen mich,  
»wenn ich Euch in meinem Hause behalte.«

»Und wenn Ihr nicht recht lutherisch  
»seyd,« rief Frau Essabe, »wird's immer hei-  
»ßen, unsern Chepakten sey kein Genüge ge-  
»schehen, denen zufolge doch mein zweyter  
»Sohn recht lutherisch erzogen werden muß.«

»Lutherisch!« rief Gebaldus aus. »Sind  
»es denn etwa lutherische Glaubensatsikel  
»wörüber gestritten worden? Ja, wäre auch

Geb. II. III.

E

»nur überhaupt der geringste Streit entstan-  
 »den, wenn Euer Meester Puistina nicht ei-  
 »nen so unvernünftigen Lärm gemacht hät-  
 »te? Ich sondere mich ja von der lutherischen  
 »Kirche nicht ab. Und wenn ich es auch  
 »thäte! sind denn die Menschen jeder Konfes-  
 »sion durchaus auch in eine eben so einge-  
 »schränkte bürgerliche Gesellschaft eingeschlos-  
 »sen? Muß der welcher sich von dieser oder  
 »jener Lehrmeinung nicht überzeugen kann,  
 »deshalb auch aller bürgerlichen Gemeinschaft  
 »entsagen? Darf man, ohne den genauesten  
 »Glauben an theologische Formulare, nicht  
 »die alten Sprachen oder die Geographie  
 »lehren? Macht ein Verdacht des Pelagianis-  
 »mus auch eine Wechselrechnung unrichtig,  
 »oder eine Leibrentenberechnung unsicher?  
 »Wie weit wird endlich die Einschränkung  
 »durch Bekenntnißbücher gehen? Fragt man  
 »nicht fast schon, wenn man einen Bälgen-  
 »treter, Pedell oder Einheizer braucht, ob er  
 »auch rechtsinnig sei! Endlich wird man  
 »nicht Lust schöpfen, oder einen Tritt ins  
 »Land thun dürfen, wenn man nicht erst die  
 »symbolischen Bücher unterschreibt!«  
 »Nein!« versetzte der Kaufmann, »da

III 10. 6. 3

»geht Ihr zu weit, mein lieber Meister! Uns  
 »seie hochmögenden und edelmögens  
 »den Herren dulden in den sieben ver-  
 »einigten Provinzen jedermann, wes  
 »Glaubens er auch sey. Nur freylich unsere  
 »ehrwürdigen Herren examiniren diejeni-  
 »gen genauer, die sich in den Häusern der  
 »Rechtsinnigen aufhalten. Wenn Ihr  
 »nicht in meinem Hause wäret, könnetet Ihr  
 »glauben was Ihr wolltet. — Aber, da Euch  
 »nun die Domine anklagen, kann ich Euch  
 »freylich nicht bey mir behalten, denn mit  
 »dem hirtenliebenden Jan Hagel mag ich  
 »nichts zu thun haben.«

»Wahr ißt,« sagte Frau Elsaße, mit ei-  
 nem Seufzer: »Domine Der Breidelen würde  
 es mir bei allen Hausbesuchen vorhalsten.«

»Ja!« fuhr der Kaufmann fort, »und  
 »Domine Dwanghusen würde es mir in den  
 »kerkelyken Zamenkomsten beständig zu hören  
 »geben, daß ich einen Arminianer her-  
 »bergte.«

»Großer Gott!« tief Sebaldus, die Hän-  
 de gen Himmel hebend: — »Gütigstes Wesen,  
 »voll allgemeiner Liebe, voll allmächtigen  
 »Wohlthuns! Wie ißt möglich, daß die we-

»Ihe sich Deine Dienet nennen, beynahe selbst  
»die Sonne die Du über Gerechte und Unge-  
»rechte scheinen läßest, denen entzichen wol-  
»len, die Dir auch dienen, nur nicht nach  
»fremder Vorschrift, sondern nach eigenem  
»Gewissen! daß sie sie aus der Welt stoßen  
»möchten, wenns anginge! —« Er legte seine  
Stirn in seine linke Hand.

Frau Eshabe sagte, indem sie die Augen  
trocknete: »Nicht aus der Welt, lieber Meis-  
ster! Es wird sich für Euch ein anderer Auf-  
enthalt finden.«

»Und ich will,« setzte der Kaufmann hin-  
zu, »Euch dazu alle mögliche Anleitung ge-  
ben. Wollt Ihr nach Alkmar zurück, oder  
sonst nach einer andern Stadt? —«

Gebaldus, ohne ihn zu hören, fuht in  
seinem Selbstgespräche fort: »Was sollte Dei-  
ne vernünftige Geschöpfe zu Verträglichkeit  
und Liebe mehr vereinigen, als Dein Dienst;  
und was trennt sie mehr zu bitterm Zanke  
und Feindschaft! —«

Der Kaufmann nahm ihn bei der Hand,  
und sagte: »Beruhigt Euch. Hört mich! Wollt  
Ihr zurück nach Alkmar zu dem guten Pfarr-  
er, oder wollt Ihr wieder nach Deutschland,

»oder denkt Ihr noch nach Ostindien zu fahren? Es sey wo es sey! Ich will Euch Rath,  
»Empfehlung, Unterstützung geben.«

Gebaldus sah ihn an, schlug die Augen wieder nieder, und sagte staunend: »Nach Alkmar? — Ja da war ein guter lieber Mann, — so gut — wie Ihr, mein Herr! — — Aber wer steht mit dafür, daß irgend ein Eiserer nicht auch Ihn, so wie Euch nothiget, mit einen Platz unter seinem Dache zu versagen? — Nach Deutschland? Soll ich da schmerzliche Erinnerungen an das was mir lieb war, holen, und vielleicht noch eine neue Art von Verfolgern kennen lernen? — Nein! lieber nach Ostindien, so weit und so gefährlich der Weg auch ist. Vielleicht ist man dort noch vertragsam. Wo das Schulgezänk noch nicht Menschen gegeneinander aufgeheckt hat, wird wohl die Liebe nicht an Konfessionen gebunden seyn. Vielleicht fände sich da eine Gesellschaft, die, streitige Lehrmeinungen bei Seite setzend, nur gemeinsam erkannte Wahrheiten nutzen wollte, die, ohne nach Lehrformeln zu fragen, sich versammelte um sich gemeinschaftlich zum Lobe Gottes zu ermuntern, sich gemeinschaftlich

»an gemeinnützige Pflichten zu erinnern. Welches Glück für mich, eine solche Gesellschaft anzutreffen! Welches Vergnügen, sie zu errichten! Oder ist nur ein schöner Traum? Mags doch! Dort ist wenigstens möglich, was in Europa durch Konfessionen und Sognoden unmöglich gemacht wird.«

»Unmöglich? Doch wohl nicht ganz;« versetzte der Kaufmann. »Wenn Ihr, lieber Freund, sonst keine Ursachen habt nach Ostindien zu gehen, als eine solche Gesellschaft zu suchen, so könnt Ihr sie viel näher, bey uns, finden. —«

»Wie? Wo?« fiel ihm Gebaldus hastig ins Wort.

»In den vereinigten Provinzen, und selbst auch hier in Rotterdam. Sie heißen Kollegianten, oder Reinsburger, von einem Dörfe bey Leiden, wo sie jährlich zweimal zusammen kommen um das Abendmahl zu halten. Man findet sie besonders in Amsterdam, wo sie auch ein Waisenhaus haben. Daselbst bin ich bey ihren gottesdienstlichen Versammlungen, auf der Kaisersgracht im Oranienapfel, oft mit inniger Erbauung gegenwärtig gewesen.«

Der Kaufmann erzählte nun dem Sebal-  
dus auf Verlangen kürzlich die Geschichte und  
die Verfassung dieser bisher, in ihrer Art, ein-  
zigen Gesellschaft.

Sie entstand um 1619 <sup>\*)</sup>, als wegen po-  
litischer Ursachen denen die Religion zum Vor-  
wande dienen mußte, die Remonstranten  
so sehr verfolgt wurden, daß man ihnen auch  
nicht verstatthen wollte Gottesdienst zu halten.  
Damals stifteten vier Brüder, Männer von  
unsträflichem Wandel, um der Härte der Ge-  
setze zu entgehen, anstatt der verbotenen Kir-  
chen, Kollegien oder Zusammenkünfte,  
wovon die Gesellschaft den Namen behalten  
hat. In der Folge gesellten sich zu ihnen  
viele von den friedlichen Taufgesinnten,  
doch nicht sie allein: denn die Kollegianten  
lassen zu ihren brüderlichen Versammlungen

<sup>\*)</sup> Wer von dieser vorreussischen Gesellschaft um-  
ständlichere Nachrichten verlangt, kann sie fin-  
den in S. F. Rues Nachrichten von dem  
gegenwärtigen Zustande der Menno-  
niten oder Taufgesinnten, wie auch  
der Kollegianten oder Reinsburger.  
Jena 1743. S. 241. u. sequit. 7. usq.

alle Christen, ohne auf besondere Lehrmeinungen oder Konfessionen zu sehen; weil sie sagten: daß man in die Stadt Gottes durch verschiedene Thore eingehen könne <sup>9).</sup> Jeden unbescholtene Mann, und der keine Meinungen vorträgt, die ausdrücklich der Bibel zuwider sind, lassen sie nicht allein zum gemeinschaftlichen Genusse des Abendmahls, sondern verstatthen ihm auch öffentlich über gemeinnützige Wahrheiten zu reden, wozu sie keine besonders bestellte Lehrer haben. Denn jeder, der Kraft in sich fühlt nützliche Lehren zu geben, trägt sie, ohne Lehrton, wie ein Freund an Freunde vor, und pflegt am Ende seiner Rede die Versammlung bescheiden zu fragen: Ob jemand wider diesen Vortrag etwas einzuwenden habe, oder zur fernern Aufklärung der Wahrheit noch etwas hinzutragen wolle? Und hierauf fährt fort, wer will, mit gleicher Bescheidenheit seine Gedanken zu eröffnen.

Sebaldus war entzückt über diese Nachricht, und wünschte nichts, als bald ein Glied

<sup>9)</sup> Man s. Rues S. 277.

einer Versammlung zu seyn, die mit seinen Wünschen so vollkommen übereinstimme. Da er in Rotterdam weder bleiben wollte noch konnte, so bekam er von dem Kaufmann, nachdem er für seine Hofmeisterschafe anständig belohnet worden, Empfehlungsschreiben an einen ihm wohlbekannten Kollegianten in Amsterdam. Sebaldus suchte sogleich seine Sachen zusammen, die ein mäßiges Päckchen ausmachten, fuhr nach Gouda, setzte sich da selbst in die Nachtschuit, und ließ sich unter den frohesten Erwartungen fortziehen.

#### Vierter Abschnitt.

Er langte des Morgens früh um fünf Uhr vor Amsterdam, an dem Utrechtter Thore, an. Gleich bey dem Aussteigen aus der Schuit, kam ihm ein Deutscher entgegen, der ihn sehr dienstfertig: Herr Landsmann! antredete, und sich erbott ihn in eine gute Heberge zu bringen.

Sebaldus versetzte: »Wenn sie nur nicht zu kostbar ist, denn meine Baarschaft ist gering. Ich bin ein armer abgesetzter Prediger.«

»Sie sollen sehr billig behandelt, und  
»doch gut bedienet werden,« rief der Herr  
Landsmann, und griff nach Sebaldus Reise-  
sack, den er dienstwillig auf die Schulter  
nahm.

So traten sie bey Eröffnung des Thores  
in die Stadt. Sebaldus konnte nicht umhin  
seine Freude zu bezeugen, daß er einen Deut-  
schen gefunden, der ihn in dieser großen Stadt  
zurechte weise, zumal da er der Sprache noch  
nicht gänzlich kundig sei.

»Ach ja, ehrwürdiger Herr,« sagte sein  
Begleiter, »es ist mir Ihretwegen selbst lieb,  
»daß ich mich von ungefähr am Thore be-  
»funden. Sie können gar nicht glauben, ehr-  
»würdiger Herr, wie gefährlich es in dieser  
»Stadt ist. Insonderheit giebt es böse Leute  
»die man Seelenverkäufer nennt, wel-  
»che die unersahnten Fremden, besonders Deut-  
»sche, mit List in ihre Häuser locken, um sie  
»nach Ostindien in ein unbeschreibliches Elend  
»zu verkaufen.«

Sebaldus erstaunte, daß es so boshaft  
Menschen geben könne. Indem schrie sie ein  
gemeines Weib auf holländisch heftig an:  
»Sieh den verdammten Seelhund, da hat er  
»wieder eine Seele!«

»Kommen Sie geschwind,« raunte ihm sein Begleiter ins Ohr, »dies ist eine Kreatur der Seelenverkäufer, welche mit uns Bank anfangen will, damit Sie im tumult den Hösewichtern in die Hände fallen sollen.«

Sie verdoppelten also ihre Schritte, um diesem Unglücke zu entgehen, und kamen endlich an das Haus wo die Herberge sehn sollte. Sie gingen eilig hinein. Die Thür ward hinter ihnen zugeschlossen. Wie erschrak aber Gebaldus, als ihn sein Begleiter in eine Art von Unterkammer stieß, wo ungefähr dreißig elende Menschen auf Stroh lagen. Er brach in die heftigsten Vorwürfe gegen seinen Begleiter aus, die dieser, nachdem er ihm einigemal in trocknem Tone stillzuschweigen geboten hatte, durch derbe Schläge mit einem dicken Seile beantwortete, wovon Gebaldus ganz betäubt auf das Strohlager niedersfiel.

Als er sich ein wenig erholtte, sah er um sich eine Anzahl elender Schatten-ähnlicher Menschen, durch Hunger, Blöße, Schläge, Krankheit und Kummer ganz ausgemergelt, von ihrem Strohlager aufkriechen. Neben

ihm lag ein Mensch, günstigen Ansehens, aber vom Fieber ganz abgezehrt, der ihm auf seine laute Klagen, mit mattaufgehobener Hand und schwacher Stimme, hochdeutsch zusprach: »Sei geduldig, Freund! denn es warst du noch mehr Elend; das meinige ist hoffentlich bald zu Ende.«

Sebaldus fiel wieder in schwermütiges Staunen, aus welchem er ungefähr nach einer Stunde erwacht wurde, da man ihn holte, um vor den Seelenverkäufer zu erscheinen, der nicht längst aufgestanden war.

Er fand diesen Mann in einem sauber aufgeputzten Seitengimmer, mit Hungsums und Mignons Meisterstücken ausgeziert, das von dem Elende womit im Keller Menschen gequält wurden, so wenig Spur zeigte, als das wohlbelebte Ansehen des hartherzigen Besitzers. Dieser nahm mit zufriedner Geberde sein Frühstück zu sich, und vor ihm lagen Erbauungsbücher, aus denen er eben seine Morgenandacht hergesehen hatte. Denn Bücher dieser Art sind dem Schurken und dem schwachen ehrlichen Manne gleich behaglich. Der Letztere zieht Trost im Unglücke und Befestigung frommer Entschließungen aus ih-

nen; jener aber, der den Mangel innerer Rechtschaffenheit durch äußere Religion erzeugen will, und tägliche Gottlosigkeit unstrafbar gemacht zu haben glaubt wenn er sie Morgens und Abends in vorgeschriebenen Gebeten bereuet, sucht die Unruhe seines Gewissens in der Ruhe einer selbstgesälligen Andacht zu ersticken.

Auch dieser Bube, der mit kalter Fühllosigkeit jeden Menschen im Elende konnte schmachten sehen, ließ es dabei an keiner äußerlichen Religionsübung mangeln. Er war in der gangbaren Landestheologie sehr bewandert, und fand sogar durch dieselbe eine Hintertür alles Böse was ihn zu thun gelüste, mit seiner phlegmatischen Gewissenruhe zu vereinigen; denn er hatte sich überzeugt, alles sei absolut nothwendig, er sei daher prädestinirt die Moffen<sup>\*)</sup> zu schinden, und die Moffen seien prädestinirt sich von ihm schinden zu lassen. Deshalb konnte er mit eben der Gleichmuthigkeit einen Moffen in seinen Keller stoßen sehen, womit der Koch

<sup>\*)</sup> So pflegt der niederländische Pöbel die Deutschen, besonders die Niedersachsen und Westphälinder, zu nennen.

einen lebendigen Krebs in den siedenden Kefsel wirft.

Er fragte den Sebaldus, dessen geistlichen Stand er von seinem Unterhändler erfahren hatte, zuvornderst nach der Geschichte seiner Absezung, und nach seinen folgenden Begebenheiten; und da er dadurch dessen heterodoxe Meinungen erfuhr, ließ er sich mit ihm in einen theologischen Disput ein, dessen Ende war, zu behaupten, daß die dem Sebaldus aufgestossnen widrigen Begegnisse eine Folge der göttlichen Strafgerechtigkeit wären, deren unväterliches Werkzeug Er jetzt auch seyn solle. Er führte ihm dabei zu Gemüthe, daß er Gott versuchen würde, wenn er lieber zu den stinkenden Kezern, den Kollegianten, gehen wollte, als nach Batavia, der orthodoxen Stadt, wohin sich noch nie eine Kezere habe wagen dürfen. Er legte also dem Sebaldus einen schon aufgesetzten Kontrakt zur Unterschrift vor. Allein, dieser weigerte sich, weil ihm die Art wie er zu dieser Reise gezwungen werden sollte, eine schreckliche Aussicht gab; und verlangte endlich, nach verschiedenem Hin- und Wiederreden, wenigstens Bedenkzeit, welche ihm auch bis auf den morgenden

Tag, aber länger nicht, verstatket ward: wor-  
auf ihn der Seelenverkäufer entließ, und  
sich wieder ruhig zu seinem Erbauungsbuche  
kehrte.

Als Sebaldus in den Keller zurück kam, sah er das Stroh aufgeräumt, und seine Un-  
glücksgefährten, theils in stummem Kummer,  
theils in fühlloser Sorglosigkeit, theils in to-  
bender Verzweiflung. Nur sein vorheriger  
Nachbar lag noch, in großer Schwäche.  
Da Sebaldus geistlicher Stand schon bekannt  
war, so verlangte der Kranke seinen Zuspruch,  
den ihm dieser, so trostlos er auch selbst war,  
von ganzem Herzen gewährte. Der Kranke  
wurde dadurch in etwas erquickt, und konnte  
nun die Erzählung und die Klagen des Se-  
baldus anhören, dem noch alles was ihm die-  
sen Morgen begegnet war, als ein Traum  
vorkam, und der besonders sich noch nicht zu  
überreden wußte, daß Menschen so tief sinken  
können ihre Nebenmenschen vorsätzlich ins  
Elend zu stürzen.

»Was bewegt diese Leute zu solcher Ungerechtigkeit?« rief er zuletzt aus. »Warum sind wir hier wie Übelhäuter eingeschlossen? Was will man mit uns anfangen? Darf

»man in diesem Lande der Freyheit den fried-  
»samen Wanderer unverschuldet ins Gefäng-  
»niß schleppen? Ist bei der Obrigkeit kein  
»Schutz wider so schreckliche Unterdrückung zu  
»finden?«

»Er würde gewiß zu finden seyn,« sagte  
der Kranke mit schwacher Stimme: »wenn  
»ihr unsere Noth nur bekannt werden könnte.  
»Aber während der sechs Wochen die ich in  
»diesem abscheulichen Loche zugebracht habe,  
»merkte ich genugsam, welche sichere Maß-  
»regeln, unsere Peiniger nehmen, um dies un-  
»möglich zu machen. Von außen hat diese  
»Einrichtung das Aussehen, als ob der Zweck  
»sei, ganz armen Leuten die von allen Hülfs-  
»mitteln entblößet sind, und freiwillig  
»nach Ostindien gehen wollen, bis zur Ab-  
»fahrt Nahrung und Equippirung zu reichen,  
»und sich durch das Handgeld welches die  
»Ostindische Kompanie giebt, und durch eine  
»Verpfändung des künftigen Soldes, wieder  
»bezahlt zu machen. Es kann seyn, daß die  
»Absicht im Anfange ganz gut gewesen, aber  
»jetzt wird sie, durch die List hartherziger Völ-  
»kewichter, fast immer zu schändlichem Miß-  
»brauche. Wenige gehen freiwillig, viele  
»werden

»werden durch Ränke ins Garn gelockt, durch  
 »Peinigungen zur Unterschrift gezwungen, in  
 »Gefängnisse gesperrt, mit der elendesten Kost  
 »kaum beym Leben erhalten, und zulezt oft,  
 »von übler Begegnung und Kummer abge-  
 »mergelt, anstatt aller Erfordernisse zu einer  
 »Seereise von einigen tausend Meilen, kaum  
 »mit ein Paar groben Hemden versehen. Und  
 »für diese elende Verpflegung werden so große  
 »Kosten angesezt, daß das unglückliche Schlachte-  
 »opfer in Ostindien wohl sechs oder sieben Jahre  
 »nicht für sich, sondern für den Seehund,  
 »arbeiten muß. O! könnte doch die christliche  
 »Obrigkeit dieses Landes solche unmenschliche  
 »Begegnung allezeit wissen, sie würde gewiß  
 »die Gerechtigkeit die sie sonst immer ausübt,  
 »auch hier ausüben. Sie hat wirklich schon  
 »in den wenigen Fällen, die zu ihrer Kennt-  
 »niß gekommen sind, exemplatisch gestraft.  
 »Könnte die edle Ostindische Kompanie doch  
 »nur erfahren, wie unerhört man oft ihren  
 »Namen missbraucht; sie würde zu ihrem  
 »Ruhme und zu ihrem Nutzen, den bösewicht-  
 »tern dies schändliche Handwerk dadurch le-  
 »gen, daß sie selbst auf dem ostindischen  
 »Hause diejenigen, die sich ihrem Dienste wid-

Geb. II. III.

D

»men wollen, öffentlich und freywillig anneh-  
 »men, und unter der Aufsicht redlicher  
 »Leute, unterhalten und ausrüsten ließe. Aber  
 »bis einst ein Menschenfreund die Stimme  
 »solcher Nothleidenden zu den Ohren derer  
 »bringe, die dem Elende bis in die geheimsten  
 »Winkel nachspüren und ihm abhelfen kön-  
 »nen; — wäre sehr zu wünschen, daß diese  
 »schreyenden Ungerechtigkeiten wenigstens in  
 »Deutschland nicht unbekannt blieben. Man  
 »sollte sie dort in den Crestädten, auf allen  
 »Straßen, in allen Wirthshäusern, bey allen  
 »Bünften bekannt machen, man sollte auf den  
 »Kanzeln davor warnen. Denn die Bösewicht-  
 »ter schicken ihre Unterhändler nicht nur bis  
 »an die Stadthore Amsterdams, nicht nur  
 »bis an die Gränze, sie schicken sie nach Ham-  
 »burg, Bremen und Staede. Sie gebrau-  
 »chen unzählige Nänke, um den unvorsichti-  
 »gen Seemann, den einfältigen Handwerker,  
 »den treuherzigen Bauer in ihre Schlingen  
 »zu ziehen. Ich selbst bin von ihnen aus  
 »Bremen durch die süßesten Vorspiegelungen  
 »weggeloöst, und in diesen elenden Zustand  
 »gebracht worden; ich habe aber zur Vorsicht  
 »das Vertrauen, daß er sich nun bald endi-  
 »gen wird.«

Hier schwieg der Kranke, aus Entkräftung, und Gebaldus war wieder seinen traurigen Gedanken überlassen. Er blieb darin den ganzen übrigen Tag, die Zeit ausgenommen da eine sparsame Mahlzeit verzehrt wurde, die zugleich so beschaffen war, daß kaum der härteste Hunger den Widerwillen dagegen bezwingen konnte. Abends mußte er sich, unter den Übrigen, auf das elende Strohlager hinstrecken.

Den andern Morgen ward er wieder vor den Seelenverkäufer gebracht. Dieser suchte ihn nun durch freundliches Zureden und durch starkes Getränk zur Unterschrift zu verleiten. Da Gebaldus sich aber standhaft weigerte, und aus seiner ungerechten Gefangenschaft entlassen zu werden verlangte, so hieß es endlich: er möchte vierzehn Gulden für Wohnung und Kost des gestrigen Tages zahlen, dann könne er frey weggehen. Gebaldus, froh, griff in die Tasche; aber ein angestellter Bube hatte ihm in der Nacht sein Geld gestohlen. Er ward nunmehr hart angefahren, und ihm nur noch bis auf den Abend Bedenkzeit gegeben; und als er auch da noch bei seiner Weigerung blieb, ward er auf den

Söller geführt, an einen Pfosten gebunden, und so lange unbarmherzig gegeißelt, bis die Schmerzen ihn nöthigten endlich die verlangte Einwilligung zu geben.

Er ward in den Keller zurückgebracht, und konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, theils wegen Schmerzen, theils wegen der Seufzer seines kranken Nachbarts, welcher mit dem Tode rang, und gegen Morgen starb. Gebaldus fiel in die stumpfe Fühllosigkeit, durch die der tiefste Jammer erduldet wird, und erwartete sonder Bewegung, in welches unbekannte Land man ihn schleppen würde, und welchem unbekannten Elende er noch entgegen sehen sollte.

Indes verschaffte der Tod des einen Unglücklichen den übrigen unverinuthet einige Erleichterung; denn der Geiz allein konnte den Seelenverkäufer etwas menschlicher machen. Er glaubte ein Kapital verloren zu haben, indem er den Verstorbenen sechs Wochen vergebens genährt hatte. Bey einigen Übergebliebenen äußerten sich noch dazu Schwachheiten, wodurch die Furcht entstand, es möchte ein ansteckendes Fieber unter ihnen eintreifen. Dies bewirkte den Entschluß, sie

sämtlich, nachdem sie mit Wein und starken Getränken etwas erquikt worden, frische Luft schöpfen zu lassen. Vorher ward jeder, der unterweges nur mitschen würde, mit der schärfsten Strafe bedrohet; und so ließ sie der Seelenverkäufer, unter Begleitung sechs seiner Knechte und Unterhändler, ausgehen: wenn das Schleichen solcher durch Krankheit und Kummer abgezehrten Gestalten noch Ge- hen benennet werden kann.

Mancher ehrliche Bürgersmann sah ihnen mit Mitleiden nach. Hin und wieder zuckte ein Vornehmerer über sie die Achsel, und rief: »s sind ja nur Mofjes!« So zögen sie durch die schattigen Gänge der Plantage endlich zum Muider Thore hinaus, um auf dem Dyk nach Seeburg reine Lust zu genießen.

Sebaldus Geist, obgleich von tiefem Elende niedergedrückt, erhob sich bei Er- blickung der Aussicht, die nirgend ihres glei- chen hat: auf dem Y und auf der Südersee, tausend Segel, das ganze Gewühl des ar- beitsamen Fleisches; auf der Landseite, grü- nende Wiesen und Gärten, die ruhige Schön- heit der Natur.

Die Gesellschaft warf sich ins Gras, und ruhte eine Stunde lang, erquict von dem kühlen Wehen der Luft, und dem frischen Geruche des federweichen Lagers. Gebaldus insonderheit, an Geist und Körper erfrischt, brach, in der Fülle seines Herzens, endlich ein lautes Lob des Allmächtigen aus, der für seine geplagtesten Kreaturen in den einfachsten Genuss seiner Schöpfung Trost und Stärkung legte.

Der Schall des Dankgebets erweckte die Aufmerksamkeit zweier Geistlichen, die in der Gegend spazieren gingen. Sie hatten vorher die unglückliche Gesellschaft nur mit der allgemeinen Theilnehmung betrachtet, welche die Menschenliebe keinem Elenden versagt. Jetzt traten sie näher, durch Gebaldus Stimme und Geberden gerührt, ob sie gleich seine Worte nicht verstehen könnten. Sie betrachteten ihn aufmerksam; besonders schien der ältere von beiden sehr bewegt, hob endlich die Hände empor, that einen Ausruf, und wollte auf den Gebaldus zugehen. Der andere hielt ihn zurück, und man hörte daß er sagte: »Laßt es seyn, Ihr würdet es sonst nur noch schlimmer machen.« Sie kehrten

sich darauf um, und sprachen einander ins Ohr.

Sebaldus, in stromer Entzückung, hatte diesen Vorsall nicht einmal bemerkt, aber seine Gefährten fingen an, die Köpfe zusammen zu stecken. Dies war genug für die argwohnischen Wächter, den ganzen Trupp sogleich aufzulösen zu lassen, und ihn nach Hause zu führen. Die beiden Geistlichen, nachdem der Zug sich in etwas entfernt hatte, folgten demselben von weitem, bis an des Seelenverkäufers Haus, das sie auf diese Art entdeckten.

Der Geistliche, welcher den Sebaldus anreden wollte, war niemand anders als der rechtschaffene Prediger aus Alkmar. Er hatte wegen der Erbschaft eines Waisen eine Reise nach Amsterdam thun müssen; und erblickte bey diesem zufälligen Spaziergange den Mann, dessen Elend er schon einmal gemildert hatte, in noch größerer Noth. Er war zu dessen abermaliger Errettung jetzt nicht minder thätig als vorher. Es währte nicht

eine Stunde, so hatte er schon bey dem Hoosd-Offizier Anzeige gethan, und fain, in Begleitung eines Gerichtsdieners, in des Seelenverkäufers Haus, den Gebaldus zu fordern. Nur um wenig Minuten hätte er später kommen dürfen, so war seine menschenfreundliche Bemühung vergeblich. Denn da die Knechte wohl merkten daß die beiden Geistlichen, aller ihrer Vorsicht ungeachtet, dem Zuge nicht ohne Ursach nachfolgten; so war der Seelenverkäufer eben im Begriffe zu thun, was sonst geschah, wenn er eine Entdeckung befürchtete: nehmlich in das Haus eines seiner Mitgenossen den Gefangenen zu schicken, um ihn den Nachforschungen der Obrigkeit zu entziehen. Auch jetzt sollte er verläugnet werden; aber der Gerichtsdienner, der dieses Haus der Tyrannen schon kannte, ließ sich durch keine Einwendungen abweisen. Der Seelenverkäufer hatte daher kaum Zeit, in der größten Bewirrung in den Keller zu laufen, dem Gebaldus seinen Reisesack wieder zu geben, und auf die kriechendste Weise denselben fast füßfällig zu bitten ihn nicht unglücklich zu machen; als ihm schon der Gerichtsdienner mit dem Geistlichen folgte. Der

rechtschaffne Prediger umarmte den Sebaldus, und da er aus andern Vorfällen die Gewöhnheit eines solchen Hauses wohl kannte, so zahlte er sogleich dem Seelenverkäufer, ohne Einwendung, eine beträchtliche Summe, die für das Elend von sechs oder sieben Tagen gefordert ward. Aber sobald dieses geschehen, sagte er ihm auch ins Gesicht, daß er alles anwenden würde, seine gewissenlose Behandlung unschuldiger Menschen, zur Bestrafung, ans Licht zu ziehen. Er ließ sich weder durch des Seelenverkäufers vielfältige Entschuldigungen, noch selbst durch Sebaldus Bitten, guttückhalten. Er that dem Hoofs<sup>e</sup> Officier noch eine ausführlichere Anzeige, worauf dieser, seinem Amte gemäß, auf dem Stadthause vor den Schöppen den Seelenverkäufer anklagte. Sebaldus ward über alle Umstände der erlittenen grausamen Begegnung vernommen. Der Seelenverkäufer ward in Verhaft gezogen, und nach volliger Untersuchung der Sache, ins Raspelhaus gesetzt; obgleich der Prediger vor Endigung des Prozesses nach Alkmät zurückreisen mußte, und Sebaldus, frey von aller Nachbegierde, deshalb weiter keinen Schritt that.

Indes führte der Prediger den Gebaldus, sobald er ihn aus den Händen des Bösewichts erlöset hatte, in das Haus seines Freundes, mit dem er vorher spazieren gegangen war. Dieser, ein mennonistischer Lehrer, ein Mann von Verstand und Redlichkeit, stand mit den Kollegianen in Bekanntschaft, unterrichtete den Gebaldus von der Verfassung dieser friedlichen Gesellschaft noch näher, und ging nun selbst mit ihm und dem lutherischen Prediger in derselben gottesdienstliche Versammlung. Da stimmten sie alle, die Verschiedenheit ihres Lehrbegriffs und alle streitige Fragen vergessend, in gemeinsamer Andacht das Lob Gottes an, und betrachteten gemeinsam erkannte Wahrheit zu ihrer Erhöhung. Eine Art des Gottesdienstes, die Gebaldus Wünsche ganz befriedigte.

Nach der Versammlung begleiteten sie ihn, um das Empfehlungsschreiben aus Rotterdam an den Kollegianen abzugeben, welcher Krankheitshalber nicht zugegen gewesen war. Er nahm das Empfohlne als einen Vater und als einen Freund in sein Haus auf, so daß derselbe, bey dieser liebreichen

Begegnung, in kurzem seine vorigen Widerwürtigkeiten vergaß.

Der Kollegiant war ein wohlhabender Mann, dabei aber auch von ausgebreiterer Gelehrsamkeit, und von edlen Gesinnungen, der seine Mühe zum Besten der Wahrheit und Tugend anwendete. Er hatte schon verschiedene schätzbare Werke auf seine Kosten drucken lassen, und eben jetzt eine gelehrte Zeitschrift angefangen, in der Absicht den Weg zu bahnen, daß gemeinnützige Religionsbegriffe von leeren Schulspisfindigkeiten gesondert würden. Er schrieb sie in lateinischer Sprache, weil damals in Holland die Vorurtheile für eine hergebrachte Orthodoxie noch so stark waren, daß sich niemand, so wie jetzt  $\textcircled{1}$ , getraute, Meinungen die nicht im Kompendium stehen, in der Landessprache vorzutragen. Denn die Gottesgelehrten in allen Ländern lassen immer noch eher gesche-

<sup>\*)</sup> In den Vaterlandsen Letter-Offeningen, einer gelehrten Zeitschrift, die in den siebziger Jahren in Holland herauskam. Die vornehmsten Verfasser derselben waren Kollegianten.

hen, daß man in der gelehrten Sprache neue Meinungen und Zweifel für sie allein bekannt mache, um ihrer Streitkunst eine stattliche Übung zu verschaffen; als in der Mutter-sprache, um gemeinnützige Wahrheiten in die Gemüther aller Einwohner eines Landes zu verbreiten.

Gebaldus, der die Arbeit liebte, erbot sich in Kurzem selbst, seinem Wirths in dessen Beschäftigungen behülflich zu seyn. Er that dadurch zugleich seiner vorzüglichsten Neigung Genüge, Ideen die ihm wichtig waren zu entwickeln und auszubilden.

Der Kollegiant hingegen mußte einen Mann bald lieb gewinnen, dessen Neigungen mit den seinigen so sehr übereinstimmten. Sie arbeiteten über verschiedene Materien im Anfang gemeinschaftlich; bald aber blieb die Arbeit dem Gebaldus allein überlassen da die Krankheit des Kollegianten schnell zunahm. Der rechtschaffene Mann ward immer schwächer, und starb nach einigen Monaten. Vorher noch vermachte er seinem Freunde den Vorrath und das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Werke, besonders der gelehrten Zeitschriften.

schrift, welche anfang' Aussehen zu machen,  
und daher sehr viel gelesen ward.

Sebaldus beweinte von Herzen den Tod  
seines Freundes und Wohlthäters. Ob er  
gleich dessen Umgang sehr vermißte, so war  
doch nun sein Zustand ganz seinen Wünschen  
gemäß. Er hatte durch den Verkauf der ihm  
vermachten Werke und durch die Fortsetzung  
der periodischen Schrift ein zwar sehr mäßi-  
ges, aber für ihn hinlängliches Auskommen,  
war unabhängig, konnte seine Lieblingsnei-  
gung, die Spekulation, befriedigen, konnte  
in Frieden, einer Überzeugung gemäß, Gote  
dienen, und war noch nicht wegen Religions-  
meinungen angefeindet worden.

So wünschenswerth nun diese Lage war,  
so schien es doch Sebaldus Schicksal zu seyn,  
daß er, wenn er am meisten Nutzen zu schaf-  
fen glaubte, durch einen geringscheinenden  
Zufall, selbst Gelegenheit geben mußte seinen  
Zustand zu verschlimmern.

Er hatte, schon beym Leben seines Wohl-  
thäters, sich in der holländischen Sprache  
festzusetzen gesucht. Nachher trieb ihn die  
Einsamkeit langer Winterabende, auf die Le-  
sung englischer Bücher, die er schon in

seiner Jugend geliebt hatte. Er fand unter andern ein Buch \*), dessen Inhalt ihm größtentheils so wohl gefiel, daß er auf den Gedanken kam, es zu übersetzen, weil er meinte, daß es auch den Holländern nützlich seyn könnte.

Er beschäftigte sich einige Monate lang mit dieser Arbeit; und da er meist damit fertig war, ging er zu Mynsheet van der Kuit, dem Buchhändler der bisher den Verkauf der sämtlichen Werke des verstorbenen Kol-

\* ) Remarks on men, manners, and things; by the Author of the Life of John Bunyan, London gr. 8. Dr. Amorp soll ein Buch unter diesem Titel geschrieben haben, welches aber, wenn es existirt, so rar geworden ist, daß es sich selbst in großen engländischen Buchhandlungen und Bibliotheken nicht findet. Der Verfasser dieser Geschichte bekennet jetzt, daß die Stellen welche unten, als aus diesem Buche übersetzt, angeführt werden, von ihm selbst sind; ausgenommen das 22te Kapitel des letzten Buchs Moses welches von dem berühmten Franklin ist, der es dem Perser Gadi soll nachgezählt haben. (Man s. die Berlinische Monatschrift 1783 Oktober, S. 307.) Anmerk. der vierten Auflage.

legianten, und auch des gelehrten Tagebuchs besorgt hatte, um ihm diese Übersetzung zum Verlage anzubieten.

Van der Kuit unterließ nicht, die gewöhnlichen Schwierigkeiten zu machen: Dass er mit Verlag überhäuft, dass der Handel gefallen sey, dass Druck und Papier immer teurer werde, dass man vorher etwas von dem Werke schen, dass man es allenfalls gelehrt Leuten zur Prüfung übergeben, und besonders dass man, der Kunstrichter wegen, erforschen müsse, ob nicht wider die Reinigkeit der Holländischen Sprache gefehlet sey.

Auf diese Erklärung zog Sebaldus einige Hefte seiner Übersetzung aus der Tasche. In dem dieses geschah, trat Domine de Hösel, ein geschrifter reformirter Prediger, herein, welchen Sebaldus kannte, weil er ihn oft im Buchladen gesehen hatte. Sebaldus erbte sich also, beiden etwas von seiner Arbeit vorzulesen. Sie traten sämtlich in die Schreibstube des Buchhändlers, und der Übersetzer las, wie folget:

## Sechster Abschnitt.

— »Das viele Prediger alle Neun  
und dreißig Artikel<sup>9)</sup> beschwören,  
»ohne sie alle zu glauben, liegt am Tage,  
»und man muß es entschuldigen. Wer ein  
»Hausvater ist, und sich und seine Familie,  
»um ungerechter Formalien willen, nicht in  
»die bitterste Noth stürzen will, sei von mir  
»nicht verdammt. Verdamme ihn ein harter  
»herziger Rechtgläubiger, wenn er's vermag!«  
»Aber wie stehts um die Wahrheit?  
»Muß die noch immer weg den Neun und  
»dreißig Artikeln nachstehen? Wäre es  
»nicht die Pflicht der gesetzgebenden Macht,  
»zu sorgen, daß durch keine Formulare die

»Aus-

<sup>9)</sup> Das Glaubensbekenntniß der engländischen  
bischöflichen Kirche ist im Jahre 1562, unter der  
Regierung der Königin Elisabet, auf 39 Ar-  
tikel festgesetzt und 1571 durch eine Parlaments-  
akte bestätigt worden. Wer irgend ein Amt  
von der Regierung erhält, muß sie beschwören.  
Sie sind das, was in den meisten deutschen  
Provinzen die symbolischen Bücher sind.

»Ausbreitung der Wahrheit gehindert werde,  
 »und sollten die Bischöfe nicht selbst die Hand  
 »dazu bielen? Wenn jene Artikel die Kette  
 »sind, welche die äußerste Weite misst, worin  
 »der Verstand eines Geistlichen sich bewegen  
 »darf, so ist es vergeblich, nach Wahrheit  
 »zu forschen.«

»Ist's nicht höchst seltsam, daß man den-  
 »jenigen welche sich über die Strenge der  
 »Neun und dreißig Artikel beklagen, vor-  
 »sagen will, ihre Klage sey ungerecht? Denn,  
 »heißt es, nachdem sie die besten Jahre ihres  
 »Lebens angewendet haben, um sich zu einem  
 »geistlichen Amte geschickt zu machen, dürfen  
 »sie ja nur kein geistliches Amt suchen, oder  
 »es niederlegen wenn sie es schon ange-  
 »treten haben.«

»Dies ist also die Gnade, die man uns  
 »anbietet? Die Uniformitätsakte ver-  
 »ursachte, daß im Jahre 1662 am Bartho-  
 »lomäustage an 2000 dissentirende Pre-  
 »diger auf Einen Tag ihr Amt niederlegten,  
 »waher zweitausend Familien ohne Brot, und  
 »zweitausend Gemeinden ohne Gottesdienst

Seb. N. III.

E

»waren. — Einen solchen Barthold müsse  
 »tag, für England so traurig als für Frank-  
 »reich die Bartholomäusnacht, wünsche.  
 »Ihr also wieder, die Ihr so fast daher plau-  
 »detn könnt: damit gar kein Gewissenszwang  
 »da sei, wäre nur nöthig, daß jeder der  
 »nicht nachbeten will, sein Amt niederlege,  
 »Das nennt Ihr Schonung der Dissenter?  
 »Das nennt Ihr Toleranz und Sanftmuth?«  
 »Bey Gott! diese Sanftmuth der  
 »Verteidiger der Neun und dreißig  
 »Artikel gemahnt mich, wie die Schonung  
 »der Rabbinen, die dem Verurtheilten nur  
 »neun und dreißig Streiche geben.  
 »Wahrlich! ob er gleich den vierzigsten  
 »nicht bekommt, so schmerzt doch deshalb  
 »keiner von den neun und dreißigen  
 »weniger.«

---

»Die Schriftgelehrten — gleich den schor-  
 »lastischen Philosophen — haben von je her  
 »ihre Lehrgebäude so künstlich angelegt, daß  
 »jeder das seine, trotz aller Widerlegung, be-  
 »weisen kann. Sie gleichen Bergschlößern,  
 »die noch dazu mit hohen Wällen und tiefen

»Graben umgeben sind, so daß derjenige der  
 »darin ist, sich ewig vertheidigen, und der-  
 »jenige der draußen ist, sie niemals mit Vor-  
 »theile angreifen kann. Aber wie? Wenn  
 »wir diese Festungen, die uns eigentlich nichts  
 »hindern, liegen lassen, und mit der gesun-  
 »den Vernunft geradezu ins Land drängen?  
 »Die Priester hatten bis ins sechzehnte Jahr-  
 »hundert ihr System in gar künstliche dialek-  
 »tische Schlingen verwickelt. Luther ließ  
 »sie, und ging gerade auf die Bibel, die er  
 »allen die lesen konnten, in der Landessprache  
 »in die Hände gab. Die fleiße Lesung die-  
 »ses Buchs erwärmt das Herz, und erleucht-  
 »tete den Verstand, dadurch daß sie das  
 »Nachdenken beförderte. Wollen wir auf  
 »einem gleichen Wege nicht weiter fortgehen?  
 »Freies Nachdenken und Überlegen führen  
 »sicherer zur Wahrheit als spitzfindige Lehr-  
 »gebäude.«

»Man setzt immer die Vernunft der  
 »Offenbarung entgegen. Dies mag der  
 »nöthig finden, der an eine unerklärliche  
 »Theopneustie glaubt. Ich hoffe aber,

»es sey niemand jetzt mehr so einfältig sich  
»eingubilden, Gott habe die heiligen Bücher  
»unmittelbar und übernatürlich e i n g e  
»h a u c h t. Es sind Bücher, welche zu  
»schreiben, Vernunft hat müssen ange-  
»wendet werden, und zu deren L e s e n und  
»Verstehen auch Vernunft gehört.«

»Samuel Werenfels \*), einer der  
»gelerntesten und rechtschaffensten Gottesge-  
»lehrten in der Schweiz, schrieb in seine  
»Bibel:

»Hic liber est, in quo sua quaerit dog-  
mata quisque;  
»Invenit et pariter dogmata quisque sua.  
»Daf̄ dieses wahr sey, lehret die Kirchenge-

\*) S. Sam. Werenfelsii Opuscula theologica philosophica et philologica. Lausannae 1759 4to.  
Tom. II. p. 5og. Lessing hat diese Verse folgendermaßen übersetzt:

»Von Gott gemacht ist dieses Buch,  
»Daf̄ jeder seine Lehr' drin such',  
»Und so gemacht, daf̄ jedermann  
»Auch seine Lehr' drin finden kann.«

»schichte aller Sekten. Wer viel und wer  
 »wenig glaubet, der Rechtgläubige wie der  
 »Schwärmer, suchen und finden ihre Lehre  
 »in der Bibel. Wie nun? Ich meine, was  
 »geschehen ist, sey nicht ohne weise Absichten  
 »der göttlichen Vorsehung geschehen. Gott  
 »hat aber weder das Alte Testament noch  
 »das Neue Testament selbst, unmittel-  
 »bar, aufgezeichnet. Er hat gute Leute aus-  
 »ersetzen, welche Bücher geschrieben haben,  
 »die durch verschiedene Vorfälle bey einem  
 »großen Theile des menschlichen Geschlechtes  
 »in solches Ansehen kamen, daß derselbe aus  
 »ihnen seine Pflichten hat kennen lernen wol-  
 »len. Die Bücher aber sind so eingerichtet,  
 »daß diese Erkenntniß nicht ohne Betrachtun-  
 »gen und Schlüsse, folglich nicht ohne Nach-  
 »denken, erlanget werden kann. Also sind  
 »diese Bücher in so fern eine Quelle der  
 »Wahrheit, als sie das Nachdenken  
 »über Wahrheit befördern. Mögen im-  
 »mer die Schlüsse und Folgerungen aus  
 »denselben verschieden seyn! Wenn sie nur  
 »alle zuletzt in gemeinsame Wahrheit  
 »zusammenfließen, wollen wir uns gern be-  
 »sonders freuen. 1820 J. Joachim Lübeck

»ruhigen. Der heil. Hieronymus <sup>\*)</sup> hat schon gesagt: »Das Wort Gottes ist eine Perle. Ja wohl, eine Perle! denn gleichwie die Künstler die Perlen, so es ihnen gut dünkt, durchbohren, so haben alle Sekten Gottes Wort nach ihrem Sinne ausgelegt,« — und es auf den Faden ihres Lehrsystems gereihet.«

»Die heiligen Bücher sollen mir beständig Quellen des Nachdenkens über Wahrheit bleiben; aber nie werde ich den verdammten, der andere Quellen des Nachdenkens über Wahrheit zu finden glaubt, besonders wenn er mit mir auf gleiche gemeinsame Wahrheit zurückkommt. Verdammte wer will, fast ganz Asien und Afrika, und den größten Theil von Amerika. Missionen ihrer Einwohner kennen diese Bücher

<sup>\*)</sup> S. Hieronymus in Epistolis: *Margaritum est Verbum Dei, ex omni parte forari potest.*  
Nimirum ut Diatraelii margaritas, prout commodum visum fuerit, perforant: ita haereitici verba Dei pro captu suo interpretantur, ut volunt. Man s. Fried, *Lindenbrogii Var. Quaest. n. 2. adj. Altercationi Hadriani Aug. et Epicieti Philosophi.* Francof. 1628. 8.

»nicht; und doch hat sie der allgemeine Vater,  
»gewiß nicht ohne Wahrheit, und ohne Glück-  
»seligkeit, die Folge derselben, lassen wollen.«

»Wenn ich in den heiligen Büchern eine  
»Stelle finde, in welcher von einem Gott  
»die Rede ist, und lese, erst nach Jahrhun-  
»derten sey gefunden worden, daß ein durch  
»ein zu dünnes Pergament durchgeschlagener  
»Queerstrich \*) diesen Gott veranlasset hat; —  
»wenn ich lese, daß nach Jahrhunderten ent-  
»deckt worden, es habe sich ein nicht \*\*) in

\*) Im Alexandrinischen Kodex scheint der mittlste Queerstrich des ersten E, in dem Worte BYCE-  
BEIAC, durch das Pergament gerade an der Stelle durch, wo der Spruch 1 Tim. III. 16.  
geschrieben ist. Dadurch scheint das O in OC  
ein Ø zu seyn, deshalb man lange Zeit ØC  
gelesen, welches die Abbreviatur von Θεος  
ist. Man s. Wetstenii Proleg. in N. T. Edit. Ha-  
llens. S. 54 u. folg.

\*\*) Clericus warf zuerst Röm. V. 14. das an  
aus dem Texte, in einem Briefe, welcher der  
zweyten Ausgabe von Miss. N. T. vorgedruckt

»den Text gesülichen, so daß anstatt der  
»nicht sündigen die sündigen  
»verstanden werden müssen: — bin ich ver-  
»dammenswerth, weil ich glaube, die blo-  
»ßen Buchstaben einer Offenbarung, wel-  
»che so vielen Veränderungen unterwore-  
»nen waren, über deren wahre Lesarten  
»man noch nicht einig ist, können nicht bloß  
»und allein den Grund der Wahrheit und  
»meiner künftigen Glückseligkeit enthalten?«

»Wenn ich in der Kirchengeschichte lese,  
»man habe Jahrhunderte lang gestritten, wel-  
»che Bücher kanonisch seyn sollten und  
»welche nicht? — wenn ich finde, daß der  
»Kanon auf Koncilien bestimmt worden, und  
»aus der Kirchengeschichte weiß, wie die Kon-  
»cilien beschaffen waren; — wenn ich das  
»Buch des weisen Sirach unter den apo-  
»lyptischen, und ein anderes Buch voll  
»mystischer Bilder unter den kanonischen

ist, und in Arte crit. P. III. Sect. 1. c. XV. §.

15. Unter den deutschen Auslegern hat Sem-  
ler eben dieses aus guten Gründen gehan-  
det. Man s. dessen Apparat ad libr. N. T. interpr.  
S. 59. und dessen Paraphrase dieser Stelle.

»finde: — Kann ich mich enthalten zu zweifeln, und weiter zu untersuchen? Und was kann ich dazu brauchen, als meine Vernunft, die auch eine Gabe Gottes ist?«

»Wenn ich in einem der geoffenbarten Bücher lese<sup>\*)</sup>: »Wer übertritt und bleibt nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott... So jemand zu euch kommt, und bringet diese Lehre nicht, den nehmst du nicht zu Hause, und grüßest ihn nicht, denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke«; — Wenn ich in einem andern lese<sup>\*\*)</sup>: »Der Herr brachte um, die da nicht glaubeten«: — bin ich verfluchensverth, weil ich nicht mit blindem Köhlerglauben alles annehme, wie es buchstäblich da steht, sondern vermeine, daß in diesen Büchern vieles nicht für die allgemeine Menschheit, vieles nicht für mich, geschrieben sei, aber dennoch alles das Gute und Nützliche, was ich in diesen Büchern finde, zu der Masse der Erkenntniß schlage,

<sup>\*)</sup> 2 Brief Joh. v. 9—11.

<sup>\*\*) 3 Brief Judäa v. 5.</sup>

»die ich aus Natur und Erfahrung geschöpft  
»haben?«

~~»Was kann man daraus schließen?«~~

~~»Was kann man daraus schließen?«~~

»Wenn ich zurückdenke, was man ein  
»paar Jahrtausende lang mit der Bibel vor-  
»genommen hat, um alles was man wollte  
»darin zu finden; so muß ich erstaunen. Man  
»hat sie dogmatisch, exegetisch, typisch, my-  
»stisch, prophetisch, erklärt. Man hat sie  
»übersetzt und kommentirt, parallelisiert und  
»analysiert, abgekürzt und wieder paraphra-  
»siert!«

»But that's <sup>\*)</sup> no news to the poor injur'd  
page; —

»It has been us'd as ill in every age, —  
»And is constrain'd with patience all to take.

»For what defence can Greek and Hebrew  
make!«

»Nach Gebaldus Übersetzung:

»Das arme Buch! Was muß es nicht er-  
»gallen! —

»tragen!

»Von jeher hat es sich geduldig lassen plagen,  
»Und schief bergerr'n nach jedes Lehrers Lehren;

»Griechisch und Hebräisch kann sich ja  
»nicht wehren!«

»Ist zwischen blindem Glauben an die  
 »Offenbarung und schändlichem Unglauben gar  
 »kein Mittelweg? Ist jeder Freydenker ver-  
 »wünschenswürdig? O Waterland! Wa-  
 »terland! Wenn du gleich den Bieder-  
 »mann Herbert, und den Cittenlehrer  
 »Chastesburn, mit Rochester, Ethere-  
 »ge und Villers, in Eine Klasse wirfst;  
 »glaube mir, es kommt eine Zeit, wo weise  
 »Gottesgelehrten einem Lindal den Be-  
 »weis, daß das Christenthum so alt  
 »als die Welt ist, verdanken werden.«

---

»Das folgende Kapitel soll D. Pococke  
 »in einem zu Kairo befindlichen Kodex, an-  
 »statt des 22sten Kap. des 1sten Buchs  
 »Mose, gefunden haben. Kanonisch oder  
 »nicht, ich gebe das erste bis neunte Ka-  
 »pitel des ersten Buchs der Chroni-  
 »ken dafür.«

---

D. Waterland war ein leidiger Vertheidiger  
 : in der Anglikanischen Orthodoxie

1. »Nach diesen Geschichten begab sich,  
»daß Abraham saß in der Thür seines  
»Hauses, da der Tag am heißesten  
»war.«
2. »Und siehe, ein Mann kam von der  
»Wüsten her. Er war gebückt vor Al-  
»ter, und sein schneeweisser Bart hing  
»ihm bis auf seinen Gürtel, und er  
»lehnte sich auf einen Stab.«
3. »Und da ihn Abraham sah, stand er  
»auf, und lief ihm entgegen von der  
»Thür seiner Hütte und sprach:«
4. »Komm herein ich bitte dich. Man soll  
»dir Wasser bringen, deine Füße zu  
»waschen, und du sollst essen und die  
»Nacht bleiben, morgen aber magst du  
»deinen Weg ziehen.«
5. »Und der Mann sagte: Nein, ich will  
»unter diesem Baume bleiben.«
6. »Aber Abraham bat ihn sehr; da wandte  
»er sich und ging in die Hütte.«
7. »Und Abraham trug auf Butter und  
»Milch und Kuchen, und sie aßen und  
»wurden satt.«
8. »Da aber Abraham sah, daß der Mann  
»nicht Gott segnete, sprach er zu ihm:

- »Warum ehrest du nicht den allmächtigen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erden?«
9. »Und der Mann sprach: Ich ehre nicht deinen Gott, auch rufe ich seinen Namen nicht an; denn ich habe mir selbst Götter gemacht, die in meinem Hause wohnen, und hören mich, wenn ich sie anrufe.«
10. »Und Abrahams Zorn entbrannte gegen den Mann, und er stand auf, und fiel auf ihn, und trieb ihn fort in die Wüsten.«
11. »Und Gott rief Abraham; und er antwortete: Sie bin ich!«
12. »Und der Herr sprach: Wo ist der Fremdling, der bey dir war?«
13. »Und Abraham antwortete und sprach: Herr, er wollte dich nicht ehren und deinen Namen anrufen, darum habe ich ihn von meinem Angesichte getrieben in die Wüsten.«
14. »Und der Herr sprach zu Abraham: Habe ich ihn nicht ertragen diese hundert und acht und neunzig Jahre, und habe ihm gegeben Nahrung und

»Kleider, ob er sich gleich gegen mich auflehnet, und du konntest ihn nicht. Eine Nacht ertragen?«

15. »Und Abraham sprach: Lass den Born  
»des Herrn nicht entbrennen gegen sei-  
»nen Knecht. Siehe ich habe gesün-  
»digst, vergib mir, ich bitte dich.«

16. »Und Abraham stand auf, und ging  
»fort in die Wüsten, und rief, und  
»suchte den Mann, und fand ihn, und  
»föhrt mit ihm zurück in seine Hütte,  
»und thut ihm gütlich, und den an-  
»dern Morgen früh ließ er ihn ziehen  
»in Frieden.«

»Dr Thornton sagt in seiner Vertheidigung der Neun und dreißig Artikel: »Zu behaupten, es sey nicht nöthig daß die Meinungen der Prediger mit den symbolischen Büchern übereinstimmen müßten, würden eben so ungereimt seyn, als zu behaupten, es sey besser, daß die Decken auf den vierzägigen Tischen, welche mitten in unsern Zimmern stehen, schief und zipfelig lägen, als gerade und rechtwinklig. — « »Wahr

»ses, zu den Seiten der Königin Elisabeth war unser Religionssystem, wie unsre Philosophie, einem unansehnlichen vierdeckigen Tische ähnlich, den wir dennoch mitten im Zimmer stehen ließen. Er hatte also die Decke sehr nöthig, und sie paßte auch ganz wohl darauf. Aber seit einiger Zeit sieht man, besonders bei Leuten nach der Welt, gar keine Tische in der Mitte des Zimmers; sondern an den Wänden zierlich ausgeschweiste Marmorplatten, die auf vergoldeten Füßen ruhen. Die bedürfen aber keiner Decke, und wollte man die alte Decke darauf legen, so würde sie eben deswegen zäpfelich hängen, weil sie vierseitig ist. Hat aber noch jemand einen Tisch nach der alten Art in seinem Zimmer, der lege meinetwegen auch die alte Decke darauf. —«

»Der du einen neuen geraden Weg bahnen willst, höre mich! Du wirst auf Hügel stossen. Laß dich keine Mühe reuen, sie abzutragen, um den schönen Weg nach der Schnur zu führen. Aber, wenn dein neuer Weg auf ein Haus stößt, reiß es nicht um

»so lange Menschen darin wohnen; achte  
nicht, daß der Weg lieber etwas gekrümmt  
»daneben weg gehe! Es kommt in der Zu-  
»kunft wohl noch eine Zeit, daß das Haus,  
»wegen Bausälligkeit oder aus andern Ursa-  
»chen, neu muß gebauet werden; als dann  
»wird ein flüger Mann nicht versäumen, es  
»auf eine andere Stelle zu sezen und den  
»Weg ganz gerade zu machen. Sey mit dem  
»zufrieden was du nach dem Maße deiner  
»Kräfte und der Umstände hast thun können,  
»und überloß das übrige der Nachkommen-  
»schafft.«

### Siebenter Abschnitt.

Hier hieß Gebaldus mit Lesen inne, und  
fragte seine beiden Zuhörer, was ihnen von  
dem Buche dünke?

Van der Ruit antwortete: »Hm! solch  
»Buch sollte sich wohl verkaufen,« und sah  
dabei mit sonderbar schlauer Miene den Do-  
mine an.

Domine de Hysel versezte mit niederge-  
schlagenen

schlagenen Augen: »Das mag mein Herr van der Kuit am besten verstehen.« Van der Kuit that noch einige Fragen, um den Domine auszuhören. Dieser aber wich aus, kam auf eine andere Rede, fragte ob von Gebaldus Journals nicht ein neues Stück heraus gekommen sey, sah nach seiner Uhr, sagte er müsse eilen, empfahl sich, und ging fort.

Gebaldus ließ seine fertigen Hefte in den Händen des Buchhändlers, bat ihn die Sache zu überlegen; und weil eben einer der ersten Frühlingstage war, machte er, sehr zufrieden, seinen Lieblingsspaziergang auf dem Dyk nach Seeburg, um sich an der Aussicht auf das Y zu laben. Der Buchhändler, nachdem er sowohl den Domine als den Gebaldus bis vor die Thür seines Ladens begleitet hatte, ging bedächtig in seine Schreibstube zurück, um zu überlegen, ob nicht eine Spekulation zu machen sey.

Myhärt van der Kuit war ein Buchhändler der das Handwerk verstand, und trieb es auch als ein Handwerk. Ein Buch sah er als ein Ding an, das verkauft werden könne.

Geb. N. III

F

te; weiter kümmerde ihn nichts dabei. Aber hierzu wußte er auch alle Vortheile zu suchen, und noch besser sich dabei vor allem Nachtheile zu hüten. Dabei bemühte er sich nicht etwa um kleine gemeine Vortheile: z. B. für ein neues Buch einen pfiffigen Titel zu sinnen; über ein verlegenes Buch, nebst einer neuen Jahrzahl, einen neumodischen Titel zu schlagen; sich des Verlagsrechts eines zu überschenden Buches dadurch zu versichern, daß man es ankündigt ehe es noch im Originale erschienen ist; u. d. gl. mehr. Nein! Mynheer van der Kuit spekulirte ins Große. Er war von weitem her achtsam auf alles was ihm einmal dienen könnte, und that als ob die Leute die er zu nichts zu nützen wußte, ja selbst als ob die Bücher die er nicht hatte, nicht in der Welt wären. Sein Hauptgrund saß war, was er selbst brauchen könnte, müsse ein anderer nicht haben. Hierzu wußte er, oft durch die vierte Hand, Maschinen in Bewegung zu sehen, und konnte nachher ganz unbefangen dabei ausschauen, als ob ihm die Sachen so ganz natürlicherweise in die Hände gelaufen wären. Es ist wahr, er handelte dabei nicht allemal ganz genau nach den ge-

wöhnlichen Grundsäzen der Ehrlichkeit und der Menschenliebe. Er hatte aber seine Partie dergestalt genommen, daß er von Ehrlichkeit und Menschenliebe ganz fein zu reden wußte; und da man ihm weder die Ehrlichkeit absprechen konnte, daß er seine Schulden richtig bezahlte und auch eben so pünktlich eintrieb, noch die Menschenliebe, daß er keinen Bedürftigen ohne Almosen weggehen ließ wenn jemand zugegen war, und keinen Schuldner verklagte von dem er vorher sah daß er nicht würde bezahlen können: so stand keinesweges zu beweisen, daß er mit seiner Schlangenkluigkeit nicht auch die Falschlosigkeit einer Taube verbinde.

Dieser Mann hatte lange mit Widerwillen angesehen, daß er bey dem Drucke der so gut verkäuflichen Werke des Kollegianten nichts als nur der Namenleiher seyn sollte. Besonders war ihm dieses bey dem gelehrtten Tagebuche aufgesessen, wovon er monatlich eine große Anzahl Exemplare absegte, zu seinem Mißvergnügen, weil ihm bey jedem Exemplare einfiel, dieses Werk sollte eigentlich sein Eigenthum seyn, und nicht des Kollegianten, der dabey nur die

Kleinigkeit that daß er es schrieb. Indeß, da der Kollegiant ein reicher und angesehener Mann war und der eine zahlreiche Bibliothek hielt; so mußte van der Kuit schon sein Missvergnügen in sich schlucken. Da aber Gebaldus, ein armer unbekannter Fremdling, das Eigenthum dieses Werks erhielt; sah der erfahrene Buchhändler keinen Grund warum er mit demselben ferner eben so viel Nachsicht haben sollte. Er setzte also bey sich fest, er müsse dieses Werk einst ganz an sich ziehen. Zu diesem Behufe hatte, er dem Gebaldus einige wohl ausgesonnene Vorschläge gethan, welche dieser, der in Geschäften ziemlich kurzstichtig war, sich sehr leicht würde haben gefallen lassen; wenn nicht van der Kuit, der zu viel Absichten auf einmal erreichen wollte, ihm zugleich ein paar Mitarbeiter hätte aufdrängen wollen, die zwar nach van der Kuit's, nicht aber nach Gebaldus Absichten würden gearbeitet haben. Er bekam also eine ausdrückliche abschlägige Antwort. Diese Widerstreitigkeit eines Autors brachte ihn nicht wenig auf, und bestärkte ihn in seinem läblichen Entschlusse, das Journal zu besitzen und zugleich es nach eigenem Gefallen zu regieren.

Dieser Plan lag ihm beständig im Sinne, zumal da er seine Ehre dabei interessirt glaubte, nachdem einmal ein Schritt deshalb von ihm gethan war. Da er nun jetzt über das Schicksal von Sebaldus Übersetzung spekulirte, und eines Theils wohl erwog sie möchte verfälschlich seyn, andern Theils aber auch Verdrießlichkeiten mit der Geistlichkeit besorgte, durch deren Kundshaft er so manche schöne uitlegkundige Vermaaklykheeden, Verklaaringen und Leer-Reeden verkauft; so konnte er mit sich gar nicht einig werden, wie der Gewinn davon, mit rechter Vorsicht und doch unbeschnitten, könnte erlangt werden.

Mit einemmale fing seine Spekulation an, einen andern Weg zu nehmen. Er hängte das Angesicht, krümmte die Unterlippe, legte den Zeigefinger der linken Hand an die Nase, und endlich schien es ihm ganz natürlich vor Augen zu stehen, daß durch diese Übersezung, auch wenn sie nicht gedruckt würde, das gelehrt Tagebuch sein Eigenthum werden müßte. Diese wichtige Entdeckung machte ihn unruhig; er ging aus seiner Schreibstube in den Laden, aus dem Laden in die Schreibstube, schnalzte mit den Fingern, rückte die Perude,

zog die Beinkleider auf, rieb sich die Hände, eilte mit Gebaldus Übersezung nach Hause, die er, ohne an's Abendessen zu denken, ganz durchlas, die nöthigen Stellen mit einem Kniffe bezeichnete, sein Projekt nochmals durchdachte, und sich darauf voller Zufriedenheit zu Bett legte.

Den folgenden Tag, bey früher Morgenzeit, verfügte er sich zu Domine de Hysel, dem er die ganze Übersezung vorlegte, und ihm zugleich die Beschaffenheit des Buchs erklärte. Er las ihm jede angezeichnete Stelle worin er eine derbe Rehorey zu finden vermeinte. Er versicherte, »er wisse daß Gebaldus gefährliche Absichten gegen die Landess-religion im Schilde führe, und daß er ein Socinianer sey.« Er suchte zugleich den Domine zu bewegen, dieses gefährliche Buch der Obrigkeit anzuzeigen. Oder wenn man, aus Menschenliebe, dies noch unterlassen wolle, so gab er zu verstehen: »Der Domine werde doch in seiner Gegenwart dem Gebaldus das Gewissen rüthen, wegen der gottlosen Meinungen, die, wie er vernommen, auch schon hin und wieder in dem Journale zu Tage lägen; und wenn dieses,

»wie zu befürchten wäre, nicht helfen sollte,  
»allenfalls bey der Obrigkeit zeugen, daß er  
»einen Theil dieses bösen Buchs vorlesen hö-  
»ren, und daß es habe zum Drucke befördert  
»werden sollen.«

Mynherr van der Kuit hoffte den besten Erfolg von dieser wohl ausstudirten Rede. Wider Vermuthen aber, antwortete Domine de Hysel auf verschiedene Fragen gar nichts, und erklärte endlich mit zerstreuter Miene:  
 »Daß er gestern wirklich nicht recht Acht gegeben habe, als das Heft vorgelesen worden. Im Grunde sey manches doch auch nicht so schlimm, — — und könne besser ausgelegt werden — — ob ers gleich auch nicht vertheidigen wolle. — — Da das Buch noch nicht gedruckt sey, wäre es ohnedies zu hart, die Bestrafung von der Obrigkeit zu verlangen. Er dürfe dem Herrn Nothe anker ja nur den Verlag abschlagen, — — welches er ihm zwar auch nicht eigentlich rathe wolle. — — Kurz, er bate ihn, zu glauben daß er gestern gar nicht Acht gegeben habe, und niemand ihre heutige Unterredung zu entdecken, — — Er könne sich nicht wohl in die Sache mischen.« Und bey

diesem allen ließ er deutliche Zeichen der Verlegenheit merken.

Van der Kuit konnte gar nicht begreissen, wie die Entdeckung eines Ketzers auf diesen rechtsinnigen Geistlichen so wenig Eindruck machen könne; denn er hatte gewiß geglaubt ihn ganz bei seiner Schwäche zu fassen. Da er nun merkte, daß der Bestand verschlief war, den er gewiß von dem Domine zu erhalten hoffte, und nicht dienlich fand denselben die wahre Ursache seines Antrags näher zu erklären; so ging er, nachdem er sich dienstlich empfohlen, ziemlich betroffen zur Thür hinaus.

Wollte der geneigte Leser etwa aus diesem Vorfalle schließen, daß Domine de Hysel heimlich heterodoxe Gesinnungen gehabt, so würde er sich irren: denn der Domine wollte an keinem einzigen Schluße des Dordrechterschen Synods etwas geändere wissen.

Wollte man etwa vermeinen, der Domine habe die Meinungen des Buchs für unschädlich gehalten, und geglaubt man könne sie dulden; so würde man noch das rechte Ziel nicht treffen: denn er war gar nicht geneigt sie zu billigen.

Kurz, um alles zu erklären darf man nur wissen, daß Domine de Hysel, so wie mehrere ehrenwürdige Männer, sich bloß deswegen mit theologischen Studien beschäftigte hatte, um ein geistliches Amt zu erhalten. Da nun dieser Zweck erreicht war, bekümmerte er sich, seine nothwendigsten Amtsge schäfte ausgedommen, um geistliche Angelegenheiten ganz und gar nicht, und war daher gegen Orthodoxie und Heterodoxie, gegen Duldung und Verfolgung, eigentlich völlig gleichgültig. Er würde durch Aufmerksamkeit auf diese Dinge auch nur an seiner Lieblingsbeschäftigung, an dem süßen Umgange mit den lieblichen Mäusen Latens, gehindert worden seyn; denn er wendete alle seine Zeit auf das Studium der lateinischen Sprache, die er in gesuchter Reinigkeit schrieb. Besonders machte er die zierlichsten lateinischen Gedichte, und er hatte kürzlich einen Band davon drucken lassen, wovon er nur vor acht Tagen, dem ehrlichen Sebaldus als Verfasser eines gelehrten Journals ein schön gebundenes Exemplar gesendet hatte, mit einer hineingeschriebenen Carmino elegiaco abgeschafften Epistel ad Sebaldum Αποριαγκυζοβελιον V. Cl. Nun be-

fürchtete er, daß wenn er sich in diese Sache mengen wollte, wovon er ohnedies keinen Zweck absah, könnten seine Gedichte, für die er eine große Zärtlichkeit hegte, einem widrigen Urtheile ausgesetzt seyn; daher hielt ers fürs sicherste in dieser Sache nicht mit zu erscheinen.

Übrigens sagte er darin keine Unwahrheit, daß er vorigen Tag auf Sebaldus Vorlesung nicht Acht gegeben habe; denn da er kein Liebhaber von Prose, am allerwenigsten von holländischer war, so hatte er während dem Lesen, eine sapphische Ode auf den Dordrechtschen Synod zu Ende bringen wollen, wozu ihm noch ein paar Ausgänge von Strophen fehlten. Wirklich vernahm er also damals wenig von dem Inhalte der Handschrift, und wußte es jetzt dem Buchhändler schlechten Dank, daß er ihn damit bekannt mache; ja er würde sich vor demselben haben verläugnen lassen, wenn er dessen Anbringen nur hätte vermuthen können.

Van der Kuit ging voll Kopfschüttelns über seine fehlgeschlagene Erwartung nach Hause, als ihm plötzlich einfiel daß noch nichts verloren wäre, wenn Sebaldus nur

glauben wollte, daß Domine de Hysel wirklich gesagt hätte, was van der Kuit wünschte daß er gesagt haben möchte. Er kehrte also wieder um, und ging zum Sebaldus, den er nach dem gestrigen Spaziergange und einem ruhigen Schlafe wohlbehaglich bey Durchlesung eines neuen Buchs antraf, worin er so viel gute Gedanken, so viel menschenfreundliche Gesinnungen fand, daß dadurch sein Herz zu allen angenehmen Eindrücken geöffnet war.

Der Buchhändler erzählte ihm gleich, mit angenommener ängstlicher Miene, daß Domine de Hysel erst die Handschrift, und nachher ihn selbst habe zu sich holen lassen, daß er ihm darin viel gottlose Meinungen gewiesen, und sich hoch vermesssen habe den Überseher bey der Obrigkeit anzugeben, um ihn zur Strafe zu ziehen.

Eine schreckliche Nachricht macht desto stärkern Eindruck, jemehr das Gemüth vorher dem Vergnügen geöffnet gewesen. Sebaldus war daher ganz betäubt; und da van der Kuit fortfuhr gräßliche Märchen zu lügen, von der Strenge womit man in diesem Lande gegen die Ketzer verfahre, daß man sie in

Zuchthäuser bringe, zur Festungsarbeit anschmiede, in entfernte Kolonien verbanne u; d. gl. m.: so ward der gute Mann, der in Welthändeln völlig unerfahren war, und sich nie um die Verfassung irgend eines Landes bekümmert hatte, ganz außer Fassung gebracht. Es stellten sich ihm zugleich Dwanghunsen, Puistma, der Seelenverkäufer, Stauzius, Wulkenkrugius, der Präsident, und alle widrige Begebenheiten seines Lebens so schreckenvoll dar, daß er den treulosen van der Kuit bey der Hand ergrißt, und ängstlich ausrief:

»Ach, mein Gott, was ist das! Könnte ich doch nur aus diesem grausamen Lande entfliehen, ich wollte gehen so weit mich meine Füße tragen könnten.«

Van der Kuit war eigentlich nur Willens gewesen, da er Sebaldus geringe Weltkenntniß übersah, ihn durch einen eingebildeten Rechtshandel so in Verlegenheit zu bringen, daß er sich ganz in seine Arme werfen müßte; wodurch denn der Zweck wegen des Tagebuchs und der unterzuschreibenden Mitarbeiter desto leichter zu erlangen seyn müßte. Da ihm aber Sebaldus, aus übertriebener Ängstlichkeit, noch

ein sichereres Mittel an die Hand gab; so fasste er, als ein weitsichtiger Mann, gleich dessen Gedanken auf, und sagte mit treuherrsig schneiner Miene:

»Er glaube in der That, es sey für ihn  
»kein Heil, als in einer schnellen Flucht zu  
»finden.«

»Greylich!« tief Gebaldus, herzlich bestimmt, »ich muß weg! Aber wohin? Wie soll ich so schnell und auch unerkannt aus  
»demi Lande kommen? Ich weiß weder Weg  
»noch Steg, habe auch kein Geld! Nach Oste  
»indien zu gehen habe ich allen Mut verlo-  
»ren. Nach Deutschland? Wie soll ich dahin  
»zurückkommen? Großer Gott! was wird aus  
»mir werden!«

Diesen Zeitpunkt nahm van der Kuit wahr, ihn mit vielen schönen Worten zu versichern, daß ein jeder ehrlicher Mann dem andern bestehen müsse. Er setzte hinzu: er wolle mit eben der Ehrlichkeit und Freundschaft, womit er ihn vor Unglücke gewarnt habe, ihm nicht allein zur Flucht nach Deutschland behülflich seyn sondern sogar auch mit Gelde helfen; wenn ihm Gebaldus nur den Vorrath und das Verlagsrecht der Werke des

Kollegianten, besonders des gelehrten Tagessuchs, abtreten wolle. Sie wurden bald um etwa hundert Gulden einig, worüber van der Kuit, mit der ihm eignen Thätigkeit in Geschäften, sogleich eine Verschreibung aufsetzte und auch unverzüglich das Geld auszahlte.

Darauf eilte van der Kuit dienstfertiger Weise, den Gebaldus unter fremdem Namen auf die Post nach Arnheim einschreiben zu lassen, ging auch hernach nicht einen Augenblick von ihm, bis er ihn den andern Morgen früh um sechs Uhr nach dem Eingel \*) gebracht hatte, und ihn und sein weniges Gepäck wohlbehalten auf dem Postwagen sah.

Gebaldus fuhr in großer Herzensangst fort, und sah sich beständig um, ob nicht ein Wagen mit Gerichtsdienern hinter ihm käme um ihn einzuholen. Diese heftige Gemüthsbewegung hatte auf seine Gesundheit einen solchen Einfluss, daß er Abends ein heftiges Fieber hatte, als er in Arnheim ankam. Er wollte sich dennoch, der eingebildeten Gefahr

\*) Ein Platz in Amsterdam, wo alle Morgen die Post nach Arnheim abfährt.

wegen, nicht einen Augenblick aufzuhalten. Gleichwohl war es zu spät, annoch wieder aus der Stadt zu kommen; er mußte also voll Sorge und Bekümmerniß die Nacht auszuhalten. Des Morgens aber, mit Tagesanbruche, ging er in größter Eil zu Fuße nach dem zwey Stunden entlegenen ersten Klevischen Städtchen Sevenaer, wo er von Fieber befreit und Erholung übernommen, liegen blieb.

Die Krankheit ward gefährlich, und da er nach etlichen Wochen zu genesen anfing, war durch die Kosten der Reise, des Wirths und des Arztes, sein Geldvorrath fast gänzlich aufgezehret, so daß er in großer Schwäche und Armut weiter schlich. So kurz seine Tagereisen waren, so mußte er fast immer einen Tag um den andern wegen großer Mattigkeit liegen bleiben, bis er endlich in einem Dörfchen wieder vom Fieber ergriffen wurde, so daß er nicht weiter konnte. Er ließ den Muth gänzlich sinken, erwartete alle Nächte ruhig den Tod, bey Tage aber hatte er kaum so viel Kraft sich bis an den Eingang des Dorfs zu schleppen, wo er besessen war den

Reisenden das Heck aufzumachen, und von  
ihrem geringen Almosen nur kümmerlich sein  
Leben hinhalten konnte, dessen er nun völlig  
satt war.

Ende des siebenten Buchs.

Achtes

## Achtes Buch.

Die frische Luft, und der wohlthätige Ein-  
fluss der Sonne, gaben unvermerkt dem mat-  
ten Körper des Gebaldus wieder einige Kräfte.  
Daben ward auch sein Geist ruhiger, und er  
ging an seinen elenden Zustand zu ertragen.

Eines Tages sah er zwey Leute zu Pferde von weitem ankommen, einen mit einem blauen Frack bekleidet, auf einem muthigen Hengste, und den andern in einem rosentrothen Rocke mit silbernen Franzen, auf einem gemächlichen Paßgänger. Er eilte, so geschwind als es seine Schwachheit erlaubte, das Heck aufzumachen, und zeigte, indem er seine Mühe abzog, sein vor Alter, Ungemach und Gram gereistes Haupthaar.

GeB. PI. III.

四

Als die Reiter näher kamen, meinte der Blaurock, für seinen Stüber noch den dienstfertigen Thorwärter hohnneden zu dürfen.

»Alter Knasterbart!« rief er, in einem Tone der spaßhaft seyn sollte: »was für einen zureichenden Grund hast du, das Heil aufzumachen?«

»Ich habe einen determinirenden Grund,« sagte der Alte mit bescheidener Miene: »Krankheit und Mangel haben mich auf diesen Posten gestellt.«

»Determinirend?« schrie der Blaurock mit einem lauten Gelächter: »ich glaube wahrhaftig, in dem zerissenem Kittel steckt ein verdorbneter Crustianer. He! weißt du nicht auch 'ne kleine Weissagung aus der Apo, Kalypse?«

»Ja,« sagte Gebaldus, und sah ihn ernsthaft an: »Siehe ich komme bald<sup>1)</sup>, und mein Lohn mit mir, zu geben einem jeglichen wie seine Werke seyn werden.«

»Ha! Ha! Ha!« rief der Blaue, »er moet  
1) Offenb. Joh. XXII, 12.

»ralisiert auch! Wahhaftig, Herr Säugling,«  
 (denn die beiden Reiter waren niemand anders als Säugling und Rambold) »siehe da,  
 »eine Scene für ihren empfindsamen Roman,  
 »der Kerl hat einen wahren Lorenzokopf!  
 »Hat er nicht?«

Dieses zu verstehen, muß man wissen,  
 daß Säugling, seitdem ihm die Gräfin abgerathen hatte Verse zu machen, auf den Gedanken gekommen war, einen Roman zu schreiben, worin ihn Rambold bestärkte, damit er Gelegenheit hätte ihn täglich damit aufzuziehen.

Rambold warf seinen Stüber hin, und sprengte fort; Säugling ritt vorbei, indem der Alte sich bückte, aber kaum war er vier Schritte weg, so kehrte er um und stellte dem Alten, mit einem herzlich mitleidigen Blicke, einen Gulden in die Hand.

Ob er der Altmuth, oder der schönen Scene, oder dem Lorenzokopfe das Almosen gegeben habe, kann niemand, auch vielleicht der Geber selbst nicht, bestimmen. Genug, Gebaldus rief:

»Gott segne Sie, junger Herr! Auch den Segen eines armen alten Mannes

»läßt Gott auf einem mitleidigen Jünglinge  
ruhen.«

Säugling spornte sein Pferd, und da er  
Rambolden einholte, floß ihm eine Thräne  
sanft die Wange herunter.

»Ich glaube gar, Sie weinen,« spottete  
Rambold: »Psui! wer wird so weibisch seyn!«

Säugling vertheidigte seine Empfindsam-  
keit, Rambold fiel in seine gewöhnliche Schrau-  
berey, und so ritten sie weiter.

Der Leser wird vermutlich wissen wollen,  
wie Säugling und Rambold hier so in der  
Nähe erschienen. Sie waren von dem Schlosse  
der Gräfin gerade nach Wesel gegangen,  
wohin sie Säuglings Vater beschieden hatte,  
weil er sich daselbst Geschäfte wegen einer  
Zeitlang aufhielt. Nach deren Endigung  
ging er, obgleich der Herbst schon eintrat,  
mit seinem Sohne und dessen ehemaligem  
Hofmeister nach einem Gute, das er in der  
dortigen Gegend gekauft hatte. Säugling  
war seitdem beständig bei seinem Vater ge-  
blieben, wo er seinen poetischen Phantasien  
ungestört nachhangen konnte. Rambold hin-  
gegen, der weiter keine Hoffnung hatte durch  
die Frau von Hohenauf befördert zu werden,

nachdem, zu seinem Erstaunen, Mariane gleichsam verschwunden war, rechnete zwar einigermaßen auf den alten Säugling; weil aber der Aufenthalt bey demselben, besonders im Winter, für seinen unruhigen Geist viel zu einsförmig war: so machte er Bekanntheit mit dem Herrn von Haberwald, einem benachbarten Edelmannen. Dieser war, so wie Rambold, ein Liebhaber des Trunks, des Spiels und der Jagd, und hielt, so wie jener, eben nicht auf die strengste Sittenlehre; daher durch diese Gleichheit der Neigungen die Freundschaft sehr bald so heiß ward, daß der Herr von Haberwald nicht einen Augenblick ohne seinen Rambold seyn könnte, und ihn vermochte ganz zu ihm zu ziehen. Zuweilen besuchte indeß Rambold noch seinen ehemaligen Böbling, und eben an diesem Tage war er mit ihm spazieren geritten, um einen sehr schönen Sommertag zu genießen.

Als sie nach Hause kamen und Rambold gegen Abend nach dem Rittersitz des Herrn von Haberwald zurückgekehrt war, beschäftigte sich Säugling den Rest des Abends mit Gebaldus Figur, die in sein weiches Herz einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Er ließ

den andern Morgen ein Kariol anspannen, und führt allein nach dem Dorfe, wo Sebal-  
dus wieder am Hecke zu finden war. Auf  
Verlangen erzählte ihm der Alte seine vor-  
nehmsten Unglücksfälle. Säugling war zu  
gutmüthig, um einen solchen Mann länger  
in einem so traurigen Zustande schmachten zu  
sehen. Er ließ ihn neben sich ins Kariol  
sitzt, fuhr mit ihm nach seines Vaters Dorfe  
zurück, befahl ihn einem Pächter an, ver-  
sorgte ihn mit reiner Wäsche und Kleidern  
und mit nöthigen Nahrungsmitteln.

Beim Mittagstische erzählte er seinem  
Vater die Begebenheiten des unglücklichen  
Alten, und zugleich, daß er denselben bei  
dem Pächter untergebracht habe. Ob die Be-  
friedigung der kleinen Eitelkeit, seine gute  
Handlung auch andern Kund zu thun, an die-  
ser Erzählung mehr oder weniger Antheil  
köinne gehabt haben, als die Begierde seinen  
Vater zur fernern Wohlthätigkeit gegen Se-  
baldus zu veranlassen: wird jeder Schreiber  
einer theologischen Moral, je nachdem  
die Falschheit der menschlichen Zu-  
genden mit seinem Lehrgebäude mehr oder  
weniger verbunden ist, zu bejahen oder zu

verneinen wissen. Genug, des alten Säuglings Neugier ward erregt, und er begehrte den Sebaldus selbst zu sprechen.

### Zweyter Abschnitt.

Säugling der Vater war ein Mann der weder große Tugenden noch große Laster hatte. Sein natürliches Phlegma verließ ihn nur bloß in dem Falle, wenn er im Handel einen sichern Gewinn vor sich sah. Daher hatte er, vom ersten Anfange des Krieges an, viel mit Lieferungen für die Armeen zu thun, wodurch er einen Reichthum erwarb, der selbst seine Erwartungen überstieg. Den Werth des Geldes kannte er zwar so gut als jemand, doch war er eben nicht geizig, ob er gleich auch nichts vom Verschwendeten hielt. Sobald der Krieg zu Ende zu gehen schien, und er die Möglichkeit sah daß ein Lieferant Schaden haben könnte, ent sagte er allen fernern Unternehmungen, und kaufte dieses Rittergut, wo er nunmehr seine großen Reichthümer genießen wollte. Er fand aber bald, dies möchte, sonderlich mit einem Geiste ohne Kenntnisse und ohne Thätigkeit, schwerer

seyn, als er wohl anfänglich gedacht hatte. Er fing an zu bauen, ward aber sehr bald fertig, mit einem Hause das schon größer war als er es brauchte. Es fanden sich zu ihm bald Kunstskenner, fleißige betriebsame Personen, welche ausdrücklich für reiche Leute die keine Kenntnisse haben, aus Werken der Stümper und Lehrlinge, Gemälde der größten Meister verfertigen lassen, und sie, durch verdorbenen Firniß und verschossenes Kolorit, meisterhafter Weise zu erheben wissen. Diese verfehlten aber bei ihm gänzlich ihren Zweck, weil sie ihm den ersten, allen reichen Kunstsiehabern nöthigen, Schritt nicht abgewinnen konnten, nehmlich ihm einzubilden, daß er Geschmack besitze. Sie vermochten daher nicht, ihn dahin zu bringen sich ein Kabinett anzuschaffen, weil er ihnen immer mit dummer Ehrlichkeit ins Gesicht gestand, daß er an ihren so schön geprägten Rubens, van Dyk, Guercino und Luca Giordano keine Augenweide finden könne, und daß ihm die Bildnisse seiner Vorfätern, mit ihren Krägen, guldnen Ehrenketten und Knotenperücken viel besser gefallen. Alles was ihnen übrig blieb, war ihm ein Paar von Jakobs van

der Laenen oder Jan Steens Frazen gemälden anzuschwärzen; bey denen nicht viel verdient wurde, weil sie wirklich ächt waren. Sie verließen ihn also, mit vielem Achsel zucken über seine unbegreifliche Unwissenheit. Es fanden sich zwar andere Leute von Geschmack, welche ihn lehren wollten, seinen Garten nach der neuesten englisch-chinesischen Art anzulegen, die damals in Westphalen noch ganz unerhört war. Da aber zu diesem Behufe der größte Theil seines Parks umgehauen, und zu Folge der erhabenen Nachahmung der Natur, ein chinesischer Thurm, und hinter demselben verschiedene Wildnisse, Felsen und Abgründe gerade auf dem Platze angelegt werden sollten, wo sein bestes Franzößt und alle seine Spargelbeete befindlich waren; so folgte er wieder seiner einfältigen Überzeugung, daß er vermittlest dieser Verbesserung viele Jahre lang weder Spargel noch Obst kosten und vielleicht Zeitlebens nie wieder Schatten und Kühlung genießen würde, und ließ alles wie es war. Er hätte zwar gern Gesellschaft gehabt, und setzte sich daher auf den Fuß öffne Tafel zu halten; aber es kam selten jemand, weil ihn der benachbarthe Adel

über die Achsel ansah. Der Herr von Haberwald, welcher ihn freylich wegen der Nehe und Hasen seiner Wildbahn und wegen des guten Weins in seinem Keller, oft besuchte, war ihm zu lärmend, so wie Rambold zu spitzfindig und höhnisch. Sein Sohn blieb folglich seine einzige Gesellschaft. Er hörte dessen Gedichte auch wohl bey seiner Nachmittagspeise an, und freuete sich, wenn er, bey seiner Morgenpeise, in den Zeitungen zuweilen, schwarz auf weiß, las, daß derselbe ein großer Poet wäre; aber dies wollte doch gegen seine große Portion von langer Weile nicht aushalten, wovider er, nach langem Nachsinnen, nichts erdenken konnte, als daß er begann, da die Winterabende allgemein holisch würden, wöchentlich dreymal Betstunde zu halten.

Da er nun den Gebaldus kennen lernte, warf er die Augen auf ihn, als einen Mann, der geschickt wäre ihm beständig Gesellschaft zu leisten. Gebaldus war ungefähr von gleichem Alter, von gleichem ruhigen Gemüthe, er konnte beständig um ihn seyn, konnte von sehr vielen Sachen sprechen, die dem alten Säugling doch einige Beschäftigung darboten,

ohne seinen zur Bemühung nicht gewohnten Geist durch Anstrengung zu ermüden.

Er trug also dem aufgesundenen Armen nebst freier Kost und Wohnung, ein jährliches Gehalt an, welches, wie leicht zu erahnen, sehr willig angenommen ward. Dieser kam dadurch aus dem tiefsten Elende in einen Stand der Ruhe und Gemälichkeit, der ihn aufs neue zum Genusse des Lebens empfindlich machte. Der Hauch vaterländischer deutscher Lust erweckte wieder das Verlangen nach seiner Tochter und nach seinem Sohne. Bloß der gänzliche Mangel an Nachricht von diesen geliebten Kindern unterbrach zuweilen die Behaglichkeit in der er lebte, und die seine leicht zu befriedigende Wünsche sonst ganz erschöppte.

Seine vornehmste Pflicht war, beim Frühstück die Zeitungen aller Art vorzulesen. Der alte Säugling hatte diese Lektur, von der ersten Zeit seiner Einsamkeit an, als ein hauptsächliches Hülfsmittel wider die lange Weile gebraucht. Die Zeitungen geben undenkenden Köpfen eine so unschuldige Gelegenheit, ihre wenigen Seelenkräfte auf eine halbe Stunde in eine Art von Bewegung zu

sehen, und veranlassen wohl noch ein viertelstündiges Gespräch bey der Mittagstafel, wo ihnen oft der Bissen viel leichter in den Mund, als das Wort aus dem Munde zu gehen pflegt; daß sie ihnen, des Morgens, zn einer eben so nothwendigen Seelenäzung geworden sind, als das Kartenspiel des Abends. Dazu kam, daß die Zeitungsschreiber damals, wenigstens monatlich ein paarmal, Besorgniß wegen eines bevorstehenden Krieges äußerten. So oft dieses geschah, betrachtete der alte Säugling, in Gedanken und oft auch auf dem Papier, wie viel Lieferungen von mancherley Art für die Armeen nothig seyn möchten, und machte Entwürfe, wie sie in den verschiedenen Ländern wo der Schauplaß des Krieges vorausgesetzt ward, könnten herbeigeschafft werden. Denn ob er gleich gar nicht willens war selbst wieder etwas zu unternehmen, so waren doch Spekulationen dieser Art, wie er aus der Erfahrung sehr wohl wußte, ein sicheres Mittel, seinen Geist in der anspannunglosen Thätigkeit zu erhalten, wodurch der Körper, die vornehmste Sorge reicher müßiger Leute, so wohlbehaglich genähret wird, daß alle sechs

nicht natürlichen Dinge<sup>2)</sup>) in der besten  
Ordnung von Städtchen gehen.

Ein gleiches wirksames Hülftsmittel waren  
die vielen Zahlenlotterieen, wovon ihm die  
Zeitungen Nachricht mittheilten. Er sah in  
alle. Die Spekulationen über die an verschier-  
denen Orten herausgekommenen und noch  
herauszukommenden Zahlen, die Komponi-  
zung und Dekomponirung verschiedener Ein-  
setzungsarten, und dergleichen mehr, führten  
ihn in so mancherley ernsthaft ausschende  
Rechnungen, aus denen so viele sonderbar  
scheinende Resultate entsprangen, daß er zus-  
weilen verleitet ward, seine Hirngespinste mit  
Wohlgefallen für mathematische Einsichten zu  
halten. Dazu kam, daß die geringe Furcht  
zu verlieren und die größere Hoffnung zu ge-  
winnen, der Verdruß die Zahlen verfehlet,  
und die Freude sie errathen zu haben, seine  
sonst so leere Seele mit etwas Leidenschafts-  
ähnlichem erfüllte, welches machte, daß er  
weniger träge zu denken und lebhaffter zu

<sup>2)</sup> Die Ärzte begreifen unter dieser Benennung:  
Atemholen, Speise und Trank, Ausführungen,  
Schlaf, Bewegung, Leidenschaften.

sprechen begann, und wodurch zugleich seine  
Gäste in so ordentlicher Wirkung und Gegen-  
wirkung erhalten würden, daß er nie weni-  
ger von Indigestionen zu befürchten hatte,  
als kurz vor und kurz nach den verschiedenen  
Ziehungstagen. Man kann also leicht erah-  
ten, wie sehr er in guter Gesundheit erhalten  
worden, da verschiedene Patrioten in verschie-  
denen Provinzen Deutschlands sorgen, daß  
keine Woche vorbeigeht ohne daß irgendwo-  
her den Reichen ein so stattliches Digestivmit-  
tel dargeboten werde, für sie allemal wohl-  
thätig oder unschuldig, und nur bloß den Arz-  
men zuweilen etwas allzu drastisch.

Wenige Tage nachdem Gebaldus in sein  
Amt eines Zeitungslesers eingesezt worden  
war, stand in einer Zeitung die Gewinnliste,  
ich weiß nicht welcher Zahlenlotterie. Er  
mußte sie ganz vorlesen, weil sie dem alten  
Säugling, wegen vieler Spekulationen über  
die Folge der Zahlen in dieser Lotterie, sehr  
interessant war. Gebaldus verstand eben so  
wenig davon, als ob sie polnisch geschrieben  
wäre. Der alte Säugling hingegen, der schon  
mehrmal wenn er in den Zeitungen über  
manche Namen und Sachen zweifelte, Ge-

baldus historische und geographische Kennt-  
nisse nachgebend hatte annehmen müssen, that  
sich jetzt was rechts darauf zu Gute, ihm er-  
klären zu können, was Ambe und Terne  
und andere zur Lotterie gehörige Worte  
bedeuteten. Er geriet dabei in solchen Eifer,  
dass er dem Gebaldus anlag, sich fünf Zahlen  
auszulesen und auf dieselben zu setzen. Ge-  
baldus hatte keine Lust, und verirrte sich in  
die Logik der Wahrscheinlichkeit, um  
zu beweisen, dass keine Zahl vor der andern  
mehr Wahrscheinlichkeit herauszukommen ha-  
be, und dass er also keine vor der andern zu  
wählen wisse. Der alte Säugling, voll Be-  
gierde, vermeinte auf dem rechten Wege zu  
seyn, indem er den Inhalt des arabischen  
Lotteriewahrsagers und des Bademe-  
cums für Zahlenslotterien, mit seinen  
daraus gezogenen Deutungen und Verbindun-  
gen, dem Gebaldus vorerzählte. Zuletzt, nach  
vielen Hin- und Wiederreden, verblieb Säug-  
ling — wie es einem reichen Manne gegen  
seinen Hausgenossen gebühret — auf seiner  
Meinung, und verlangte: Gebaldus sollte nur  
Eine Zahl anzeigen die er im Sinne hätte,  
so wolle er ihm die übrigen vier daraus  
ziehen.

Gebaldus sagte: »In meinem Sinne ist  
 »gar keine Zahl, als die Zahl 666.«  
 »Gut!« rief der alte Säugling: »Sehen  
 »Sie — 6 und 66 ist drin, verdoppeln Sie  
 »die erste und heilen die letztere, kommt 12  
 »und 33, ziehen Sie diese beiden von einan-  
 »der ab, bleibt 21. — Sehen Sie: 6. 12.  
 »21. 33. 66. — Da haben wirs — aber wah-  
 »rhaftig schlechte Zahlen. — Die einzige 21 ist  
 »gut. Sie verstehen's Spiel noch nicht, Herr  
 »Nothanker, das sieht man. Die geraden  
 »Zahlen kommen dieses Jahr in dieser Lotte-  
 »rie nicht heraus, am wenigsten in dem er-  
 »sten Fünfzig. Aber so ists, solche junge An-  
 »fänger müssen Lehrgeld geben. Bleiben Sie  
 »nur bei Ihren Zahlen. Ich will Ihnen  
 »meine nicht sagen, aber die 21 ist dabei.  
 »Wir wollen sehen, über drey Wochen, wenn  
 »dieziehung vorbev ist! Die 21 kommt her-  
 »aus, und noch eine Zahl. Aber st! — Las-  
 »sen Sie uns die Sache reguliren. Sie sollen  
 »Gehs Thaler sezen, dies ist allemal mein  
 »Geh in jeder Lotterie.«

Der alte Säugling besorgte den Einsatz,  
 nebst seinem eigenen, und stellte dem Gebal-  
 dus den Schein zu. Zugleich machte er, beg-  
 Vergleiz

Vergleichung der Säze, seiner Einsicht nochmals ein Kompliment, und spekulirte, wie gewöhnlich, noch einige Tage über verschiedene Verbindungen der Zahlen, wogegen Sebaldus die Sache vergaß, da sie kaum geschehen war.

### Dritter Abschnitt.

Einige Zeit darauf, fiel Säugling der Vater als er nur seinen gewöhnlichen Frühlingsschnupfen zu erhalten vermeinte, plötzlich in ein starkes Fieber, welches ihn einige Tage lang bettlägerig hielt. Da er sich besserte, und einmal Nachmittags ruhen wollte, machte Sebaldus in Gesellschaft des jungen Säuglings einen kleinen Spaziergang. Eben unter der Zeit, kam Rambold angeritten. Als er auf diese Art niemand sprechen konnte, durchlief er aus langer Weile die Zeitungen, und überlas die Aufschriften der Briefe, die der Postbote vor kurzem gebracht hatte und die noch auf dem Tische lagen. Er fand unter den Briefen einen an den jungen Säugling, dessen Handschrift ihm bekannt schien, und stieckte ihn zu sich, um einen Schabernack da-

Geb. II. III.

H

mit zu machen, wovon er, wie wir schon wissen, ein Liebhaber war. Ehe er sich aber recht darauf bedenken konnte, kam der junge Säugling schon zurück, und mit ihm Sebaldus, den er hier noch nicht gesehen hatte. Dieser entfernte sich sogleich wieder, um nach dem Kranken zu sehen, und ließ Rambolden freies Feld, Säuglingen wegen seiner Neigung zu einem Bettler, gewöhnlicher Art nach, aufzuziehen. Dennoch hörte er Säuglings Erzählung von Sebaldus Namen, Stand und Begebenheiten mit besonderer Aufmerksamkeit an, fragte auch selbst, mit mehr als gewöhnlicher Neugier, nach verschiedenen Umständen. Da indeß Säugling fortfuhr, mit warmer Theilnehmung die Geschichte zu erzählen, schien Rambold etwas betroffen zu seyn, ward wider seine Gewohnheit ernsthaft, stand auf und ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder, lehnte sich unruhig ins Fenster, nahm, ohne daran zu denken, den Brief aus der Tasche, erbrach ihn in der Zerstreitung, las ihn, ward feuerrot, nahm mit einem male eine ganz andere vergnügte Miene an, schlug in die Hände, sah nach der Uhr, brach kurz ab, rief aus dem Fenster, man solle sein

Pferd gleich fackeln, sagte, er müsse unumgänglich gleich wieder nach Hause, umarmte Säuglingen, schwang sich aufs Pferd, und ritt schnell davon.

Säugling wußte nicht, welcher Veranlassung er Rambolds plötzlichen Aufbruch zu schreiben sollte; da er indeß an demselben schon mancherley Launen gewohnt war, so dachte er weiter nicht daran, oder glaubte vielleicht wirklich, Rambold werde durch ein Geschäft nach Hause gerufen. Dieser hingegen ritt einen ganz andern Weg; wie berichtet werden soll, wenn wir erst zurückgesehen haben wo Mariane blieb, von der wir seitdem sie dem Obersten entsprang, keine Nachricht erhalten haben.

#### Vierter Abschnitt.

Nachdem Mariane beynahme eine halbe Meile lang so geshwind sie konnte, gelaufen war, mußte sie sich endlich, unweit der Landstraße, aus Mangel des Athems, niedersetzen. Als sie sich ein wenig erholt hatte, fing sie an, ihren Zustand zu überdenken. Sie sah sich in einer unbekannten Gegend, von jeder-

man verlassen, und mußte befürchten, ihrem Nachsteller, der sie vermutlich verfolgen lassen würde, wieder in die Hände zu gerathen. Als sie indeß in ihrer Tasche ihr Geld wiedersand, so verzweifelte sie nicht an der Möglichkeit sich geschwinder zu entfernen; und da eben ein Bauerwagen vorbeifuhr, setzte sie sich auf denselben und ließ sich unverzüglich weiter bringen. Sie kam auf diese Art, behaute ohne auszuruhen, von Dorfe zu Dorfe, in der Absicht des Frensherrn von D\*\*\* Güter zu erreichen. Da sie aber selbst den Weg dahin nicht recht wußte, und niemand als Bauern darum fragen konnte, deren Kenntniß sich gemeinlich nicht weiter als einige Tagereisen in die Runde erstreckt; so ward sie anstatt ins Hildesheimische, tief in Westphalen hineingefahren. Nach einer ununterbrochenen Reise von acht Tagen fiel ihr das eingefallne Regenwetter beschwerlich, da sie nur ganz leicht bekleidet war. Indeß bestand sie doch darauf weiter zu fahren, bis ein Platzregen und Ungewitter sie nöthigte, in ein im Walde stehendes einzelnes Haus abzutreten. Der Regen hörte den ganzen Tag nicht auf; der Bauer wollte nicht warten weil

er morgen einen Hofdienst zu thun hatte; und da sie von dem Bewohner des Hauses, der in seiner Jugend Soldat gewesen war und daher die Gegend weit und breit kannte, auf ihre Erkundigung nach dem Wege vernahm, daß sie sehr weit von dem Hildesheimischen entfernt sey: so entschloß sie sich kurz, den Bauer abzulohnen, und bis zur Besserung des Wetters in diesem Hause zu bleiben.

Es ward von einem Greise, seiner Frau und seiner Tochter bewohnt, die sich theils vom Spinnen erhielten, der gewöhnlichen Winternahrung der Westphälischen Hausleute, theils die Milch einer Kuh, und die Früchte eines Krautgartens verzehrten, der durch ihren eignen Fleiß war urbar gemacht worden. Der alte Hauswirth verband mit der treuhärtigen Ehrlichkeit eines Landmanns, die Weltkenntniß welche durch lange Feldzüge erlangt wird. Er hatte mit seinem Gutsherrn, der sein Oberster gewesen war, alle Gefahren der Feldzüge in Brabant getheilt, und in allen Vorfällen sich ihm so ergeben gezeigt, daß der Gutsherr, aus edler Dankbarkeit, das Schicksal seines treuen Kriegskameraden zu verbessern suchte. Er ward im Alter auf Leib-

zucht<sup>\*)</sup> gesezt, der Hof aber seinem Sohne gegeben. Der Markenherr verlih seinem ehemaligen Kriegsgefährten nicht allein aus der Mark einen beträchtlichen Buschlag, und ließ dessen Tochter, von Hofdiensten frey, mit auf die Leibzucht ziehen, sendern baute ihm auch in einem angenehmen Sundern<sup>\*\*)</sup> ein eigenes bequemeres Haus mit einem Schornsteine, so daß sich der Leibzüchter nicht, wie seine Nachbarn, mit seinen Schinken zugleich räuchern durfte. Daben hatte er, unter seinem Strohdache, eine besondere abgeschlagene Kammer, welche eigentlich diente seinen Wintervorrath zu verwahren, jetzt aber Marianen zur Schlafkammer angewiesen ward.

Sie genoß darin, nach einer ungewohnt langen Reise, die erste Nacht eine süße Ruhe.

<sup>\*)</sup> Leibzucht heißt in Westphalen die Wohnung eines vom Hause abgegangenen Baues.

<sup>\*\*) Ein Sundern heißt in Westphalen ein beträchtliches Gehölz, welches in Absicht der Viehweide offen, aber was das Holz betrifft, davon gesondert, oder einem Herrn zuständig ist. Man sehe Möser's patriotische Phantasien, Ulter Th. S. 493.</sup>

Des Morgens stand sie erquickt auf, das Wetter hatte sich abgeklärt, sie sah aus dem Fenster das Wäldchen im schönsten Laube, und hinter demselben grünende Wiesen. Als sie herunter kam, ward sie von den Hausleuten mit ländlicher Gastfreundschaft empfangen. Nach dem Frühstücke spazierte sie in der umliegenden Gegend, wo sie die Natur in aller ihrer Schönheit fand. Sie irte auf einem Fußsteige, der zwischen dichten Büscheln zu einem kleinen grün bewachsenen Hügel führte, neben dem sich ein klarer Bach schlängelte. Diese Gegend schien ihr ungemein reizend. Sie bestieg den kleinen Hügel, von welchem sie in dem Wäldchen umherschauen konnte, und in der Ferne die Aussicht auf wallende Getreidesfelder hatte. Hier überlegte sie ihren Zustand. Sie sah, daß sie von dem Zwecke ihrer Reise weit entfernt war, daß sie, wenn sie auch wieder zurückkehren wollte, nicht gewiß wissen könne, in welchen Gesinnungen sie den Herrn von D\*\*\* finden möchte, daß sie vielleicht von ungefähr dem Obersten wieder in die Hände fallen könne u. dgl. m. Dagegen schien ihr dieser Winkel der Erde ganz paradiesisch zu seyn. Es dünkte

also ihrem ohnedies etwas zum Romantischen geneigten Geiste das zuträglichste, wenn es möglich wäre, in diesem Aufenthalte der Ruhe und der Unschuld von der ganzen Welt abgesondert zu leben.

Sie entdeckte diesen Vorsatz ihren Wirthsleuten, welche sich denselben wohl gefallen ließen, falls sie mit ihrem Hauswesen, so wie es war, vorlieb nehmen wollte. Mariane war vielmehr entzückt darüber. Ihr Wirth, mit seinem ehrwürdigen schneeweissen Haupte, und mit seiner ungekünsteltesten Aufrichtigkeit, kam ihr, nebst seiner redlichen Hausfrau, wie Philemon und Baucis vor, das Häuschen wie ein Tempel, und die Gegend wie eine arkadische Flur. Alles verschönerte sich in ihren Augen. Wenn sie mit Spinnen und andern häuslichen Arbeiten einen Tag zubrachte, einen andern mit Besorgung der Milchammer, oder wenn sie einmal ihr eigenes Gericht pflücken und in den Topf werfen konnte, glaubte sie, aus dem Prunke eines verderbten Zeitalters zur Einfalt und auch zur Unschuld der ersten Welt zurückgeföhrt zu seyn. Wenn sie am Abende mit der Tochter ihres Wirthes, einem guten Mäd-

chen, nach dem Hügel spazierte, oder sich mit ihr am Rande des Baches ins Gras setzte, schien sie sich zu den Nymphen Dianens zu gehören; und wenn sie sang, welches oft geschah, schienen ihr die Hamadryaden aus dem Walde von fern zu antworten.

Wahr ist's ingzwischen, daß diese reizenden Vorstellungen, wie mehrere poetische Phantasien ins gemeine Leben gebracht, nicht allzulange Stich hielten, und daß, nach einem Monate, die gute Matiane ihre Einbildungskraft schon anstrengen mußte, wenn sie in das seelenvolle Gefühl übergehen wollte, das ihr anfänglich so natürlich war. Als aber vollends der späte Herbst die Blätter streifte, und der Nordwind mit ungestümem Brausen jeden Schritt außer dem Hause verwehrte, sank Philemon in ihrer Idee wirklich zu einem gemeinen Bauern herab, und Bauers zu einer westphälischen Hausmutter, die auch wohl, wenn ihr in der Wirtschaft nicht alles nach Sippe ging, schelten und schmollen konnte. Der Tempel ward wieder eine enge und unbequeme Hütte, in welcher zuweilen die harte Kost nicht schmecken wollte, so sehr sie der Einfalt unschuldig

ger Hirrenbölker gemäß war. Ja, Mariane hat nachher gestanden, sie sei zuweilen, ihrer phantasiereichen Vorstellungen ungeachtet, bei einem patriarchalischen Milchbrey in einer hölzernen Sattel, nach einem wohlfiltrirten Käse in meissnischer Schale lüstern gewesen.

In den ersten Tagen dieser ländlichen Einsamkeit, hatte sie sich, in liebliche Ideen von arkadischer Unschuld versenkt, bereden wollen daß ihr Herz von Liebe frey sei. Aber eben diese kleinen empfindsamten Schwärmeleyen öffneten es jedem süßen Eindrucke. Sie lebte die vorigen glücklichen Zeiten in Gedanken noch einmal, sie erinnerte sich ihres Säuglings ehrerbietiger, zärtlicher, inbrünstiger Gesinnungen, sie besann sich, wie er sich ihrer bei einer schimpflichen Bekleidung angenommen hatte. Dann machte sie sich Vorwürfe, daß sie ihm, wider ihre Neigung, so kalt begegnet sei, und konnte nun nicht begreifen, wie sie ihr Herz vor ihm nicht habe ausgießen wollen.

Diese Erinnerung war ihr einziger Trost, als im Winter, durch Langeweile und Widerwillen, ihr Geist täglich mehr zu erschlaffen begann. Sie wiegte sich in dem Gedanken,

dass Säugling sie wirklich noch liebe, dass sie noch einst mit ihm vereinigt und glücklich seyn werde. Sie maß seinen Schmerz von ihr entfernt zu seyn, nach dem ihrigen ab, und fand oft Wollust darin, wenn sie, indem sie ihren eignen Schmerz beweinte, den Schmerz ihres Geliebten zu beweinen glaubte.

Als ben herannahender milderer Wittring alle ihre Empfindungen heiterer wurden, drangen mit jedem Frühlingshauche die zärtlichen Gefühle tiefer in ihre Brust. Säuglings Bild spiegelte sich ihr in jedem hervorgrünenden Blatte, in jeder entfalteten Knospe. Ben ihren einsamen Spaziergängen nach dem Bächlein begleitete es sie. Dann saß sie in wonnetrunknem Staunen, dann glaubte sie es zu umfassen, dann sprang sie auf, erthend vor ihrem eignen Phantome. Dann wandelte sie am Ufer und sang Lieder die er auf sie gemacht hatte, zu dem Falle des kleinen Stroms, der über glatte Kiesel hinabrieselte, und indem er sich ausbreitete, den lieblichen Wiesengrund zu Entsprössung neuer Blumen besuchtete.

Mit diesen anmuthsreichen Phantasien verband sie auch Betrachtungen über ihren

gegenwärtigen Zustand. Sie fühlte, es sei ihr unmöglich noch einen Winter in diesem Hause zuzubringen; gleichwohl sah sie auch kein Mittel, wie sie auf eine anständige Art ihre Lage verändern könne. Sie schien sich einzeln, und von der Welt ausgeschlossen zu seyn, besonders nachdem sie auf einen Brief an Hieronymus schon seit ein paar Monaten keine Antwort erhalten hatte, vermutlich weil er ihm nicht zu Händen gekommen war. Da nunmehr ihre Liebe zu Säuglingen sich ihrer ganzen Seele bemächtigte, und sich das Verlangen von seinen Gesinnungen gegen sie unterrichtet zu seyn, in ihre innerste Gedanken einslocht; so entschloß sie sich endlich, nach vielem vergeblichen Zaudern, ihm nach Wesel, wohin sie wußte daß er mit Nambolden hatte reisen sollen, ihren Aufenthalt zu melden.

Der Entwurf dieses Briefes kostete verschiedene Tage. Sie hatte sich fest vorgenommen, alle Merkmale der Liebe daraus wegzuwischen, und bloß als ein unglückliches Frauenzimmer zu schreiben, das sich, von jermann verlassen, an einen edelmüthigen Jüngling wenden muß. Aber sie hatte die

Spuren ihrer Empfindungen nicht ganz auslöschen können; denn die Liebe, wie ein süßer Geruch, duftet unvermerkt um sich. Säugling, dessen Gesinnungen den ihrigen so sehr entsprachen, würde auch gewiß un-nennbare Wollust gefühlet haben, wenn er so glücklich gewesen wäre diesen Brief zu erhalten. Der Brief ward vom Postamte zu Wessel nach seines Vaters Gute gesendet, und war eben derselbe welchen Rambold erst aus Schäkechen einsteckte, und nachher aus Zerstreitung erbrach. Als er Marianens Wohnort daraus ersah, wollte er nicht einen Augenblick säumen zu ihr zu eilen, indem ihr Aufenthalt kaum eine Meile entlegen war.

Rambold that als ob ihn ein ungefährter Zufall dahin geführt hätte, und hütete sich wohl von dem gelesenen Briefe etwas zu erwähnen. Mariane verwunderte und freute sich, ihn zu sehen, in der Hoffnung, durch ihn Nachricht von ihrem Säugling zu erhalten. Aber er schwieg; und da sie endlich mit einigen Umschweisen nach demselben fragte, nahm er eine betrübte Miene an, und versicherte, weil ihr eben nichts anders einfiel,

dass Säugling gestorben sey. Diese Nachricht setzte Marianen außer sich. Rambold war zwar sehr bemüht, sie zu bereden, dass sie sich diesen Tod nicht gar zu sehr zu Sinne ziehen möchte, weil Säugling ein Häschchen gewesen, der allen Frauengimmern Süßigkeiten vorgesagt hätte; allein bey Marianen wollten diese leidigen Trostgründe keinen Eingang finden, daher kürzte er seinen Besuch ab, und ritt nach Hause.

Er unterließ indeß nicht oft wieder zu kommen, und ward von der bekümmerten Mariane gern gesehen, weil er sie an Säuglingen erinnerte, von dem er ihr auf ihre Fragen allerhand Mährchen erzählte, welche so unbedeutlich sie waren, doch in Marianens zum Trauern gestimmter Einbildungskraft ein mitleidiges Wohlgefallen erregten.

Der Herr von Haberwald merkte Rambolds öftere Abwesenheit, und unterließ nicht ihn darüber zu hohnstecken. Rambold musste endlich gestehen, dass er ein hübsches Mädchen besuchte, welches er zu seiner Frau machen würde wenn er eine Versorgung hätte. Herr von Haberwald spießte hierbei die Ohren, und bestand darauf dass er ihn mitnehmen

sollte. Dies geschah, und weil Rambold dem Herrn von Haberwald einen Wink gegeben hatte, so wußte er sich so ehbar und klug zu betragen, daß Mariane an beider Aufführung nichts auszusehen haben konnte.

Als nach ihrer Zurückkunft bey einigen Flaschen Wein Marianens Schönheit von beiden Theilen war gepriesen worden, ward von dem Herrn von Haberwald die weise Anmerkung gemacht, daß eine hübsche Frau Pastorinn in einem Kirchspiele eine nützliche Sache wäre. Vermittelst dieser Äußerung eröffnete sich eine kleine Unterhandlung, die, umständlich auf dem Papiere beschrieben, Lefern von feinen Empfindungen, niederträchtig und widerwärtig scheinen könnte; obgleich im Laufe der Welt, unter manchen Leuten ohne Bedenken dergleichen statt findet, eben weil sie keine feine Empfindungen haben. Das Resultat derselben war, daß der Herr von Haberwald feierlich versprach: sobald Rambold von Marianen das Jawort erhalten hätte, solle er die Adjunktur des abgelebten Pfarrers, mit einem bestimmten Gehalte, bekommen.

Rambold warb nun im Ernst um sie.

Mariane gab ihm zwar eine ausdrückliche abschlägige Antwort, und brachte in ihrem Herzen dem Andenken ihres Säuglings dieses Opfer. Indes wiederholte Rambold, obgleich ohne Hoffnung einen Erfolgs, so oft einen Antrag, über den, an sich, ein junges lediges Frauenzimmer niemals zornig wird, er müßte denn geradezu wider ihre Absichten streiten, daß ihn Mariane mit einiger Nachsicht anhörte. Die Heldinn eines Romans hätte freylich eine unverlehrte Beständigkeit an den Tag legen, und sich eher tödten lassen müssen, als sich einem Gegenstande zu ergeben für den sie nicht die heißeste Liebe fühlte. Aber im gemeinen Leben haben wir häufige Beispiele, daß wohlgezogene Frauenzimmer, selbst in nicht so mißlicher Lage wie Mariane, wenn sie gleich zur innigsten Leidenschaft Bunder in sich fühlten, dennoch mit kalter Vernunft überlegt haben, was vieles junge Volk nicht wissen will, daß feurige Liebe nicht ewig in gleicher Anspannung dauern kann, und daß neben der Liebe, so wünschenswerth sie ist, noch mehrere Gegenstände in der Welt sind, woran edle Seelen auch denken dürfen. Da nun Rambold von Person nicht widrig war,

war, da er sich seit der ersten Zeit seines Umgangs mit Marianen in ihre Gemüthsart geschickt, und sich dabei so sein zu verstellen gewußt hatte, daß sie von seiner schlechten Seite fast nichts merken konnte; so ist schwer zu entscheiden, wozu sie vielleicht noch endlich sich möchte entschlossen haben, wenn das Schicksal, welches, wie die Poeten versichern, beständig über Verliebte wachen soll, ihr die Nachricht von Säuglings Leben fortdauernd verweigert hätte.

### Günster Abschnitt.

Säugling, der seit Marianens Entfaltung von allen ihren Gegebenheiten nichts wußte, blieb in der Zuneigung gegen seine Geliebte beständig. Sie war noch immerfort der Gegenstand aller seiner einsamen Phantasien. An sie waren alle verliebte Verse gerichtet, die er nicht unterlassen konnte von Zeit zu Zeit zu machen. Er gab sich Mühe, obwohl fruchtlos, Nachricht von ihr einzuziehen. Er beklagte sich deshalb oft bey dem treulosen Rambold, welcher aber, besonders in den letzten Zeiten, seine Liebe zu einer ab-

Geb. N. III.

J

wesenden Person, die vielleicht wer weiß wo in der Welt herumschweifen möchte, mit gewöhnlicher Narrentheidung zu bespötteln suchte. Doch dieses konnte auf das Gemüth des treuen Säuglings, so empfindlich er sonst auch gegen das Lächerliche war, keinen Eindruck machen.

Ob nun gleich Mariane immer die Königin seines Herzens blieb, der alle seine Gedanken gewidmet waren, so würde doch seine so weiblich gestimmte Seele unglücklich gewesen seyn, wenn er nicht mit einem gegenwärtigen Frauenzimmer oft hätte umgehen können. Auf dem Gute seines Vaters aber war kein weibliches Geschöpf seiner Achtsamkeit würdig; ein Glück für ihn also, daß sich bald eine Gelegenheit fand, mit einem jungen Frauenzimmer in der Nachbarschaft bekannt zu werden!

Die Bestunden, welche Säugling der Vater zu halten anfing, machten ihn mit der Frau Gertrud bekannt, einer reichen Witwe die in einem benachbarten Städtchen wohnte. Ihr seliger Gemahl, Herr Gertrud, war ein betriebsamer Mann, und beständig bedacht gewesen sein kleines Talent, so gut wie mög-

lich, und zwar hauptsächlich zu seinem eigenen Vortheile zu nutzen. Weil er wußte, wie viel leichter es ist, auf gutmütigen Menschen zu teiten als pfiffige Kunden zu überlisten, und weil er von Natur ein ehrbares und bedächtiges Ansehen hatte, so trieb er sein Wesen hauptsächlich unter verschiedenen enthusiastischen und separatistischen Religionsparteien. Er fügte sich ganz in ihre Einrichtungen, drang sehr geflissenlich in die ihnen am Herzen liegenden Glaubenspunkte ein, besorgte ihre Angelegenheiten, correspondierte mit den entfernten Brüderchaften, und vertheilte ihre Almosen. So hatte er sich lange bey den Herrnhutern aufgehalten, und war nur erst alsdann von ihnen geschieden, da man ihn über gewisse Verwaltungen brüderlich befragten wollte, über welche er brüderlich zu antworten nicht gemeinet war. Seine Frau war ihm, ehe dies geschah, durchs Los des Heilandes zugesunken, und dieses Los behagte ihm sehr wohl: denn sie war in ihrem neunzehnten Jahre, hatte eine feine Haut, ein wohlbeleibtes Ansehen, und große blaue Augen, die sie bei geistlichen und weltlichen Entzückungen andächtig zu verdrehen pflegte.

*all in the world a man can see*

Als er starb, ließ er seiner Wittwe, nebst einem Vermögen von funfzigtausend Thalern, eine einzige Tochter, die Jungfer Anastasia Gertrud. Diese war jetzt in ihrem achtzehnten Jahre, und sah ungefähr eben so aus, als ihre Mutter zu der Zeit da sie dem Vater durchs Loos zufiel. Sie hatte das gebendete Ansehn, welches der Frömmeling aus der Berührung des Herzens herleitet, und der Weltling zuweilen in ganz andern Verstande nimmt. Ihre Augen waren fast immer niedergeschlagen; doch wenn sie zuweilen auffahnen, war ihr Blick sehr durchdringend, sank aber sogleich wieder ehrbarlich nieder. Sie trug keine Kleiderpracht, und ging weder in Sammt noch Seide; jedoch das allerfeinste Leinen, die ausgesuchtesten Spitzen, die Zitze erster Sorte obgleich sittsamer Farbe, dienten eine sehr zarte Haut und eine volle Wange zu erhöhen, die, ohne daß es das Ansehn hatte, doch sehr sorgfältig gepflegt wurden. Sie sprach wenig, eigentlich weil sie nicht viel zu sprechen wußte; aber diese Einfalt diente ihr zu einer frommen Koketterie. Sie schien aus verschämter Zurückhaltung zu schweigen, indem sie sanft seufzte, und das Haupt langsam seitwärts sinken ließ.

Mit diesem jungen Frauenzimmer unterhielt sich Säugling der Sohn, wenn ihre Mutter seinen Vater oder er sie besuchte, welches fast wöchentlich geschah. Unterdeß die Frau Gertrud mit seinem Vater die Materie von Hypotheken und Schuld-scheinen durchging, oder mit Gebaldus über theologische Materien disputirte, wie sie denn in der Dogmatik, so gut wie in der Polemik, bewandert war; pflegte Säugling mit der Jungfer Anastasia die süßen Gedanken zu theilen, die wie Honig von seinen Lippen flossen. Daß sie von ihr nicht verstanden wurden, that wenig zur Sache; sie machte doch einen bescheidenen Knirp, als begriffe sie etwas davon, schlug ihre großen Augen kurz auf und wieder nieder, und erröthete zuweilen, wenn etwas von Liebe oder heidnischer Mythologie vor-kam. Säugling der einem Frauenzimmer zu gefallen gern alle Gestalten annahm, versuchte einige geistliche Lieder nach bekannten Melodieen zu machen. Dieses gelang ihm über Vermuthen. Denn die Jungfer Anastasia begann sie nicht allein mit vieler Be-gierde zu lesen, und ihr schöner Mund sang sie ihm vor, sondern die Frau Gertrud fand

auch so viel Salbung darin, daß sie, aus eignem Betriebe, sich dahin zu verwenden versprach, diese Lieder sollten in ein Gesangbuch eingerückt werden, wovon man eben im Herzogthume Jülich eine verbesserte und vermehrte Auflage besorgte. Eine Hoffnung, welche Säuglings kleiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

Auf diese Art ward der Umgang zwischen dem Dichter und der frommen Anastasia täglich genauer; und es ward die schüchterne Jungfer, obgleich in aller Ehrbarkeit, etwas gesprächiger und unterhaltender, welches beiderseits Eltern sehr wohl gefiel. Denn Säugling der Vater, welcher den Reichthum der Frau Gertrud kannte, berechnete bald daß sein Sohn keine bessere Partie treffen könnte; und Frau Gertrud, welche auch wohl wußte wie warm der alte Säugling saß, fing an, der Sache etwas näher zu treten: indem sie zuweilen bemerkte, daß die Ehen im Himmel geschlossen würden, und daß die Menschen, sobald dies ersichtlich sey, dem Himmel nicht widerstreben müßten.

Säugling der Sohn argwohnte alle diese Absichten gar nicht, sondern der Umgang mit

einem Frauenzimmer diente ihm nur, wie einer Uhr das Öl, um seine zärtlichen Phantasien in gleichem Gange zu erhalten. Er lebte mit der Jungfer Anastasia ganz unbefangen, und widmete nichts destoweniger beständig seiner abwesenden Mariäne die zärtlichste Liebe.

### Schuster Abschnitt.

Nachdem Säugling der Vater von seiner Krankheit genesen war, wurde er einst, mit seinem Sohne, zu der Frau Gertrud in die Stadt zu Mittage eingeladen. Die schöne Anastasia, welche, gleich ihrer Mutter, des jungen Säuglings Achtsamkeiten ganz ernsthaft auslegte, hatte diesen Tag alle ihre sittsame Reizungen aufgeboten, weil sie nunmehr zuträglich hieß sein Herz ganz zu fesseln. Man fand an ihr heute nicht bloß die anständige Selbstgenügsamkeit wohlbegüterter Geschwestern, nicht nur das ihnen sonst gewöhnliche selbstbehagliche Achtgeben auf gesundes Ansehen, auf Weiche der Haut, auf Glätte der Bekleidung, auf Gelindigkeit der ganzen Person, welches sogar bey Nonnen

die Stelle alles weltlichen Puges vertritt; sondern, ihr mit brabandischen Spisen besetztes Häubchen war auch einen halben Zoll höher auf die Stirne gerückt, sie schlug die Augen öfter lieblich empor und ließ sie mit langsamem Schmachten niedersinken, und ihre immer weichlich lispelnde Stimme erstarb heute auf ihren Lippen, mit einer holdem Lächeln nahe kommenden Freundlichkeit,

Alle diese schmachtende Neige ließ sie, mit der andächtelnden Mädchen so eignen zurückhaltenden Innigkeit, - auf Säuglingen wirken, als sie nach dem Mittagsmahle mit ihm allein im Garten spazieren ging. Jungfer Anastasia, die bald in seinen Augen die unverstellten Merkmale des Wohlgefallens las, glaubte sichere Zeichen ihres geheimen Sieges zu finden, und ihrem wohlmeinenden Zwecke, aus einem weltlichen Jünglinge einen frommen Ehemann zu bilden, ziemlich nahe zu seyn.

Doch, da sie nun mit stillem Herzschlafen einer zärtlichen Erklärung entgegen sah, ließ sich Säugling, — weit gefehlt daß er seiner einzigen geliebten Mariane nur einen Augenblick hätte untreu werden sollen — durch ihre

anmuthige Vertraulichkeit zu nichts anders bewegen, als daß er einige von seinen Lieblingsliedern über die Freuden des Lebens aus der Tasche zog, die er sich bisher noch nicht getraut hatte ihr vorzulesen. Sie hörte sie an, mit völliger Ergebung in ihr Schicksal. Bey feinen Gedanken, die sie nicht verstand, sah sie freylich ein wenig dämisch aus; aber dies ward durch das sanfte Lächeln vergütet, welches zugleich diente ihre schönen Zähne und die Grübchen in ihren runden Wangen zu zeigen. Bey verliebten Stellen erröthete sie nicht gleich wie sonst, sondern schlug die Augen seitwärts auf, mit einem Blicke zwischen Verschämtheit und Sehnsucht, und wenn sie dann im Herabsinken dem auf ihren Beinfall gierigen Blicke Säuglings begegneten, stieg ein sanftes Roth auf ihre vollen Wangen, indem ihre Augen nochmals furchtsam aufblinzelten.

Indem dieses vorging, hatte sich ein mitgebeterer Freund der Frau Gertrud des alten Säuglings bemächtigt, und ihn nach Tische ebenfalls in eine andere Gegend des Gartens geführet. Er brachte, ungezwungner Weise, das Gespräch auf die Jungfer Anastasia, und

breitete sich ausführlich über das große Heurathsgut aus, das sie zu gewarten habe. Er erzählte zugleich, es hätten sich schon viele Partieen gefunden, die aber, weil sie Weltkinder gewesen, von der Frau Gertrud wären abgewiesen worden, bis sich kürzlich erst ein annehmlicher Bräutigam, sogar ein Edelmann, gefunden hätte, dessen Ansuchen jetzt wirklich in Erwägung gezogen würde.

Diese Nachricht that auf den alten Säugling die begehrte Wirkung. Er ward etwas still, blies einige Minuten lang den Rauch aus seiner Pfeife langsam von sich, und fragte, so gleichgültig als er konnte: »Ob denn der bewußte Bräutigam schon das Jawort erhalten habe?«

»Bis jetzt noch nicht,« sagte der Freund des Hauses, »die Sache ist noch in Überlegung, und verdient sie.«

»Ich wünschte,« sagte der alte Säugling, nachdem er wieder einige Minuten pausirt hatte, »dass ich eher etwas davon gewußt hätte; denn ich muß gestehen, dass ich die Jungfer Anastasia immer für eine schicke Partie für meinen Sohn gehalten habe.«

Der Hausfreund versicherte, daß hierbei noch nichts verloren wäre; man sei mit dem andern Bräutigam auf keine Weise gebunden, und obgleich derselbe ein rechtes frommes Gnadenkind geworden, so sei er doch ein Mann von Stande und ein Offizier, und man wisse wohl daß Leute dieser Art am leichtesten in Rückfall gerathen könnten; daher werde die Frau Gertrud seinem Sohne gewiß den Vorzug geben, nur müsse er, wie leicht zu erachten, sich sehr bald deshalb erklären.

Der alte Säugling ward über diese Nachricht ungemein vergnügt, und versicherte, er werde morgen unverzüglich mit seinem Sohne reden, welcher ihm schon längst eine besondere Neigung zur Jungfer Anastasia zu haben schiene; und da er gar nicht zweifelte, derselbe werde zu dieser Heurath die größte Begierde zeigen, so nahm er zugleich mit dem Hausfreunde die Abrede, daß dieser nebst der Frau Gertrud und ihrer Tochter auf den übermorgenden Tag, zum Mittagessen gebeten werden solle; damit alsdann der erste Antrag geschehen, und vielleicht gar die Sache gleich in Richtigkeit gebracht werden könne.

Der Freund der Frau Gertrud bestärkte

den alten Säugling sah in diesem Vorsahe, und fuhr fort, ihm über das Vermögen derselben eine ausführliche Auskunft zu geben, nebst andern dahin einschlagenden dem Alten ungemein angenehmen Gesprächen. Es entspann sich daher zwischen beiden eine wechselseitige Vertraulichkeit, und sie hatten einander so viel zu sagen, daß als gegen Abend die Zeit zur Abfahrt herankam, der alte Säugling sich ohne Umstände in den Wagen des fremden Herrn setzte, damit sie in ihrem Gespräch fortfahren, und ihre Rathschläge und Entrüfle ferner ins Neine bringen könnten.

Der junge Säugling fuhr also ganz allein. Dieser war durch die Lieblichkeit der Jungfer Anastasia, und durch den Weihrauch den sie seinen Gedichten angezündet hatte, — denn er hielt ihr Seufzen und Erröthen bloß für eine starke Wirkung seiner Gedichte — in die wohlgefälligste Laune gesetzt worden. Es war einer der schönsten Sommerabende. Er stieg daher aus dem Wagen als der Weg neben einem Walde vorbeyging, um im Grünen zu spazieren. Der Kutscher beschrieb ihm einen Fußsteig, der nach einer Viertesmeile wieder aus dem Walde heraus-

fühere. Dahin ward der Wagen beschieden, und Säugling ging in das Gebüsch, um mit der Schreibtafel in der Hand, unter den Einstüssen der schönen Gegend, einer Scene in seinem empfindsamem Romane nachzudenken.

Er war schon eine geraume Zeit in aller Wollust der Autorempfängniß fortgewandelt, als er, ungefähr dreißig Schritte vom Fußsteige ab, im Walde einen angenehmen Gesang zu hören glaubte. Noch mehr ward er aufmerksam gemacht, da ihm die Melodie bekannt war; noch mehr, da es ihm bey nächstherm hinzugehen eines seiner Lieder zu seyn schien; noch mehr, da ihre die Stimme wie Marianens Stimme vorkan. Er eilte durch das Gesträuch. Es war wirklich Mariane, die bey ihrem gewöhnlichen einsamen Abendspaziergange sich am Ufer des kleinen Baches niedergesezt hatte, um ihren schwermüthigen Gedanken über ihren geliebten ihr so frühzeitig gerubten Säugling nachzuhangen, und in diesem süßen Staunen ein von demselben ehemals an sie gerichtetes Lied sang.

Als sie Säuglingen erblickte, sprang sie auf und that einen lauten Schrey, weil sie

glaubte ein Gespenst zu sehen. Er überzeugte sie aber bald daß er lebte, da er sie aufs feurigste in seine Arme schloß, und den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen drückte. Unnennbare Freude zitterte aus beiden in dieser Umarmung, zu innig für alle Beschreibung. Marianens ganze Zurückhaltung zerfloss in diesem Gefühl, wie Eis beim Blicke der Sonne im May. Sie schwor die Seinige zu seyn, sie war die Seinige.

In dieser wonnevollen Unterhaltung verstrich eine Stunde, ohne daß sie es merkten. Säuglings Bedienter, der am abgeredeten Orte mit dem Wagen so lange gewartet hatte, ward endlich unruhig, suchte seinen Herrn im Walde, fand ihn, und erinnerte ihn nach Hause zu fahren.

### Siebenter Abschnitt.

Säugling langte so spät an, daß er seinen Vater diesen Abend nicht mehr sprechen konnte. Nach einer Nacht voll unruhigen Schlafes, ließ er bey fruhem Morgen seinen Päggänger satteln, und ritt ganz allein nach dem Hause im Walde. Wie ihn Mariane

empfangen habe, in deren Herzen nach langem freudelosen Harren die heißeste Liebe wallte, kann nicht beschrieben werden, und ist unnöthig zu beschreiben. Beide warten im ersten Laume wechselseitig gestandener Liebe, wo jedes halbgestimelte Wort Entzückung ist, und jeder Blick ein Gelübde daß diese Entzückung ewig dauern soll. Ihre gestrigie Busage einander auf immer treu zu bleiben, ward durch den heißesten Kuß besiegt. Säugling steckte ihr einen brillanteren Ring an den Finger, der bey dem Drucke einer kleinen Feder auffsprang, und ein Sinnbild entdeckte, mit der Überschrift: Ewig treu. Mariane schenkte ihm eben den kleinen Dermantring in Form eines flammenden Herzens, den ihre Mutter einst ihrem Vater am Tage ihrer Verlobung gab <sup>\*)</sup>, und den sie bisher als ein werthes Andenken an ihrem Finger getragen hatte.

Auf diese Art kam der Mittag heran, da sie ein ländliches Mahl unter den bäurischen Glückwünschungen der ehtlichen Hausleute mit herzlicherm Wohlgeschmacke verzehrten,

<sup>\*)</sup> S. Wilhelmine, S. 50.

als die theure Kühe des liebeentbehrenden Schwelgers gewähren kann.

Erst Nachmittags konnte Mariane ihrem Säugling Rambolds Betrug, wovon sie fröhlich den schändlichsten Theil nicht wußte, ausführlich erzählen. In den ersten wonnetrunknen Ausbrüchen der Liebe hatte sie ihn kaum mit wenig Worten berührt. Beide entbrannten über seine niederträchtige Erdichtung, wodurch ihr Glück so lange war zurückgehalten worden. Als ihr Unmuth gegen ihn aufs höchste gestiegen war, sahen sie ihn unvermutet selbst ankommen, um einen seiner gewöhnlichen Besuche abzulegen. Er war nicht wenig betroffen, Säuglingen zu finden, und wollte sich erst mit seiner gewöhnlichen Hohnrederey herausheßen; da ihm aber sowohl von Säuglingen als von Marianen seine Niederträchtigkeit mit den bittersten Worten vorgeworfen ward, brachte ihn der Zorn darüber, und der Verdruß sein Projekt gänzlich mißlungen zu sehen, so außer aller Fassung, daß er unversehens, und fast ehe Säugling sich in Vertheidigung setzen konnte, mit bloßem Degen über ihn herfiel. Mariane warf sich zwischen beide; aber vielleicht würde dies

dies dem erhesten Rambold doch nicht Einhalt gethan haben, wenn nicht der alte Haustwirth, welcher ein Zeuge dieses Auftritts war, der auf einem grünen Platze vor dem Hause vorging, mit einer Wagenrunge so wirksam nach Rambolds Schulter gefahren wäre, daß dieser sein Schwert einsteckte, und unter vielen Flüchen sein Pferd wieder bestieg und davon jagte.

Dieser Vorfall unterbrach in etwas das Vergnügen des Tages; als sich aber Mariane von ihrem Schrecken erholt hatte, ward er ein Quell noch zärtlicherer Empfindungen. Beide verloren sich in der Vorstellung des Glücks einer ewigen Verbindung, wozu Säugling, als er spät gegen Abend endlich Abschied nehmen mußte, die Einwilligung seines Vaters, in möglichster Geschwindigkeit, zu erlangen versprach.

### Ende des achtten Buchs.

**M e u n t e s B u c h.**

**E r s t e r A b s c h i t t.**

Des andern Morgens ließ Säugling der Vater, welcher schon den ganzen vorigen Tag mit Ungeduld nach seinem Sohne gefragt hatte, denselben sehr früh zum Thee rufen.

»Ich fürchte mich,« sagte der Alte, »du möchtest mir sonst heute wieder wegreisen, wie gestern.«

»Ich möchte auch wohl,« versetzte der Sohn: »nur erst muß ich Ihnen von meiner gestrigen Reise wichtige Dinge erzählen, bester Vater!«

v. Läß sehn! Ich habe dir noch viel wichtigere Dinge zu sagen. Hör' nur, ob du gleich meinst, du machst alle deine Dinge so heimlich daß es niemand merkt; so hab' ich

dir's doch lange angesehen, daß du eine Neigung zur Jungfer Gertrud hast. Ich habe sie heute nebst ihrer Mutter zu Mittage gebeten. — Nun, wie wär's, wenn ich für dich heute um sie anhielte? He?

G. (erstaunt.) Aber, liebster Vater! wie können Sie darauf kommen, daß ein Mensch von Talenten mit einem einfältigen ganz unkultivirten Mädchen sein ganzes Leben verbringen wollen? Welche Gesellschaft für einen Geist wie ich!

V. Einen Geist wie du? Da schweben wir wieder oben im hohen Himmel! Aber glaub' mir! Hienieden kenne ich für einen Mußiggänger — und das bist du doch wohl — der wohl Zeitlebens nicht auf eine Entprise denken wird, keine bessere Gesellschaft als funfzigtausend Thaler, und die wird die Jungfer Gertrud einmal wohl gezählt von ihrer Mutter erben. Hörst du! Funfzigtausend Thaler!

G. Nein! Reichtum kann mich nicht glücklich machen. Mich, zum Umgange mit Mäusen und Grazien gewöhnt — nur Liebe, überschwengliche Liebe —

V. Und wie überschwenglich muß dann

die Liebe sehn? Ihr wart doch beständig gern  
bei einander, hattet auch immer was zu flie-  
stern, und wenn du die Jungfer Anastasia  
acht Tage lang nicht gesehen hattest, so war's  
dann, als ob dir was fehlte. — Das sah mir  
doch so ziemlich wie Liebe aus.

S. Liebe? Dies geschah bloß, weil in  
dieser Einsamkeit kein anderes junges Frauen-  
zimmer zu finden war. Mir ist aber wirklich  
der Umgang mit einem Frauenzimmer noth-  
wendig, damit in meinem Herzen sanfte und  
gefällige Empfindungen herrschen und in mei-  
ne Gedichte hinüberfließen mögen.

B. Eh nun, so heurathe die Jungfer  
Gertrud, so wird dir ihr Umgang noch aus  
einer Ursach nothwendig. Zeit ists ohnedies,  
daß du heurathest.

S. Das ist auch mein Vorsatz, mein bes-  
ter Vater! Dies war die wichtige Nachricht,  
die ich Ihnen von meiner gestrigen Reise er-  
zählen wollte. Ich habe sie wieder gefunden,  
die Göttin meiner Seele, die ich schon lange  
liebe, die nun auch mich liebt, die meiner  
ganzen Liebe würdig ist. Jung! Schön! Edel!  
Verständig! Witzig! Sie lebt eine Meile von  
hier in einer Schäferhütte im Walde, in aller

Unschuld des goldenen Zeitalters! Ihr habe ich ewige Treue geschworen, und nie soll eine andere dies Herz rühren, dies Herz voll von brennendem zärtlichem Gefühle gegen die göttliche Schöne.

V. Was redst du da? Was für ein romanhaf tes Geschwätz? Eine Göttinn die in einer Hütte lebt? Es nun ja, die wird fren lich auch wohl kein Geld haben, denn das braucht man weder im Himmel noch im goldenen Zeitalter. — Aber sage mir nur, ist's mög lich daß du mir solche Streiche machst? Gleich sag' heraus: wer ist das Mensch?

S. Aber, lieber Papa! — Aber wirklich — Sie sprechen in Ausdrücken — von dem edel sten süßesten Mädchen — Es ist doch auch nicht ein bischen — Sie machen mich wahr haftig ganz verwirrt.

V. So! der Herr Sohn meint, ich brauchte nicht Respekt genug! Gar fein! Wer ist denn also deine Göttinn? — Wem gehört sie an?

S. Bester liebster Vater! Es ist die schönste Seele in dem schönsten Körper, sanft, gut, gefällig —

V. Bester liebster Herr Sohn! Wem sie

angehört? Wer ihre Eltern sind? möchte ich wissen.

S. Sie ist die Tochter eines würdigen Mannes, eines redlichen Predigers, eines unglücklichen Mannes, der von den Feinden vertrieben worden. Sie hat unschuldig viele Verfolgungen ausstehen müssen, die Vorsicht hat sie mir nach langer Abwesenheit wieder zugeführt. Ich habe sie nun, ich liebe sie mit innigster Zärtlichkeit, und werde nimmer von ihr lassen.

Der Alte ließ vor Schrecken seine Pfeife zu Boden fallen. Den schönen Entwurf, seinen Sohn mit einem reichen Frauenzimmer zu verbinden, den er für ganz ausgemacht hielt, sah er mit einemmale vernichtet; sein Sohn war in ein armes Mädchen vergaßt, das, Gott weiß woher, in eine benachbarte Hütte sollte gekommen seyn; und was das schlimmste war, — denn sein Phlegma stellte sich allemal die nächsten Verlegenheiten als die größten vor, — er wußte gar nicht, was er mit der Frau Gertrud, mit ihrer Tochter und dem Freywerber anfangen sollte, die heute zum Mittagessen gebeten hatte um den Heirathsantrag zu thun, in der ganz zuver-

läßigen Voraussetzung daß sein Sohn nichts lieber wünsche.

Endlich ermannte er sich, um dem Sohne zu beweisen, daß es sich für ihn gar nicht schicke ein armes Mädchen zu nehmen; und sein Sohn erlangte nicht mit vielen Ge- gengründen darguthun, daß ein Mädchen die er liebe, das einzige Glück seines Lebens machen werde. In diesem Streite, ward die kaltstinnige Rüphigkeit des Vaters bald von der feurigen Heftigkeit des Sohnes betäubt. Da Säugling also merkte daß sein Vater stiller ward, bekam er mehr Muth, und bot alle seine Beredtsamkeit auf um denselben zu überzeugen. Indem er nun mit heller Stimme für seine Meinung kämpfte, und dabei mit den Händen focht, erblickte der Vater den Ring mit dem flammanden Herzen, an der linken Hand seines Sohnes.

»He da!« rief er, und nahm ihn bei der Hand: »Laß sehen Junge! Ich glaube du hast dich im ganzen Ernst verplempert! Ich will nicht hoffen, daß du den Ring von dem Mädchen hast?«

»Ja! von ihr!« rief der Sohn, und küßte den Ring, indem er ihn dem Vater

vorhielt. »Sie ist die süßeste Seele, voll Unschuld und Liebe, weiß und glänzend wie diese Steine.«

»Wahrhaftig,« sagte der Vater bedächtig, indem er den Ring gegen das Fenster kehrte, »der Mittelbrillant ist vom ersten Wasser. Höre nur, das Mädchen kann doch wohl nicht ganz arm seyn, wenn sie solche Ringe verschenkt. — Sehen Sie, Herr Pastor, einen schönen Stein, einen ausbündigen Stein, —« fuhr er gegen Gebaldus fort, der eben mit den Zeitungen in der Hand herein trat.

Gebaldus hatte kaum den Stein erblickt, als er voll Erstaunen ausrief:

»Gute! woher haben Sie den Ring? er gehört meiner Tochter!«

»Ihre Tochter?« riefen Vater und Sohn.

»Ich habe den Ring,« fuhr der Sohn fort, »von dem besten edelsten Mädchen, das mich unaussprechlich liebt, und ewig lieben werde. Ist sie Ihre Tochter? — Wohl mir! — So ist Sie die Tochter eines sehr redlichen Mannes.«

Der junge Säugling erzählte einige Umstände, die dem Gebaldus keinen Zweifel

mehr übrig ließen. Sebaldus hat den Alten, ihn sogleich zu seiner Tochter fahren zu lassen; der junge Säugling hat seinen Vater fußfällig, daß er mitsfahren dürfe. Dieser bewilligte endlich beides, nur mit dem Bedinge, daß sie zur Mittagsmahlzeit wiederkämen, und daß sie sich gegen die Frau Gertrud und ihre Tochter von allem Vorgefallnen nichts sollten merken lassen, wodurch er sich wenigstens aus seiner heutigen Verlegenheit zu ziehen hoffte. Der junge Säugling sprang gleich fort, um selbst die geschnunde Anspannung eines Wagens zu besorgen. Unterdeß verlangte Säugling der Vater vom Sebaldus einen Handschlag, daß er die Heirath seines Sohnes mit Mariane nicht befördern wolle. Sebaldus gab ihm deshalb ausdrücklich sein Wort; und der alte Herr, der Sebaldus ehrliche Denkungsart kannte, machte seiner eigenen Klugheit insgeheim ein Kompliment, indem er dadurch seinem Sohne einen starken Schritt abgewonnen zu haben glaubte.

Sebaldus fuhr, in Gesellschaft des jungen Säuglings, nach dem Hause im Walde. Sobald Mariane den Wagen ankommen sah, stieg sie ihrem Liebhaber entgegen; er war

aber kaum aus dem Wagen gesprungen, als sie auch ihren Vater erblickte. Allzuviel Freude auf einmal zu ertragen, ist ein menschliches Herz zu schwach. Sie fiel in Ohnmacht. Kaum war sie einigermaßen wieder zu sich gekommen, so stürzte sie, mit Wonne ohne Maß, in ihres Vaters Arme, welche er mit väterlicher Zärtlichkeit um sie schloß. Aber bald mischten sich trautige Empfindungen in ihre Freude. Ihr Vater hielt ihr seine jetzige Lage gegen den alten Säugling vor. Er gab ihr zu überlegen, ob er nicht dessen Gutthätigkeit mit Undank belohnen und die heiligsten Rechte der Gastfreundschaft verlesen müsse, wenn er — wie es allemal scheinen würde, aus Eigennutz — zu ihrer Heurath mit dem jungen Säugling, wider des Vaters Willen, seine Einwilligung geben wolle. Er erklärte ihr endlich, daß er dem Alten förmlich deshalb sein Wort gegeben habe, und nun forderte er auch von ihr ein ausdrückliches Versprechen, alle Gedanken daran fahren zu lassen.

Marianens innerer Streit war sehr heftig. Sie war noch nie ihrem Vater ungehorsam gewesen, sie fühlte, es würde unedel seyn, ihm jetzt in demjenigen nicht zu gehor-

hen, was er mit väterlichem Ernst und aus guten Gründen verlangte; aber sie fühlte auch, es heiße sich das Herz ausreißen, wenn man dem einzigen Geliebten plötzlich ganz entsagen soll. Kindliche Pflicht siegte endlich in der edlen Seele; obgleich, wie Pflicht über Leidenschaft allemal: mit Mühe. Sie beneigte ihres Vaters Hand mit Thränen, und schwor, nichts wider seinen Willen zu thun, nichts, das ihr und ihm unanständig wäre.

Sie ermahnte selbst Säuglingen, mit einem Strom von Thränen, standhaft zu seyn, sie zu vergessen. Aber der hohe Schmerz selbst, womit ihr Auge, bey ihrer großmuthigen Entzagung, auf ihn blickte, beförderte seine Liebe bis auf den höchsten Grad. Er geriet in die heftigste Leidenschaft; er schwor zu ihren Füßen, nimmer von ihr zu lassen; er schwor, weder ihr noch sein Vater würden seiner Liebe Hindernisse entgegen sehen; er schloß sie in seine Arme, und bot der ganzen Welt Trost sie von ihm zu reißen. Marianens thränende Bitten, gemischt aus allem was Liebe Bitteres und Süßes hat, Gebaldus beweglichste Vorstellungen, halfen nichts. Er schloß sie nochmals in seine Arme, und be-

theuerete mit den heftigsten Schwüren, sie solle ewig die Seinige seyn.

Gebaldus hatte sich noch nie in so un-aussprechlicher Verlegenheit befunden. Er liebte sein Kind zärtlich, und doch bewogen ihn Vernunft und Pflicht, ihr zu versagen was sie glücklich machen würde, wie er wohl einsah; auch war nicht abzusehen, wenn gleich Mariane gehorsame, wie die heftige Leidenschaft des Jünglings zu zähmen seyn möchte.

Indes verstrich die Zeit, und Gebaldus, eingedenk des Versprechens, zur Mittagsmahlzeit zurückzukehren, erinnerte Säuglingen an die Abreise. Säugling aber war durch keine Vorstellung zu bewegen sich von Marianen zu trennen, und schwor abermal, nicht eher zu seinem Vater zurück zu kehren, bis er dessen Einwilligung zu seiner Verbindung erhalten hätte. Gebaldus sah endlich, nach vielen fruchtlosen Versuchen, der Jüngling sei jetzt zur Rückreise nicht zu zwingen; und ihn zurückzulassen, hielt er sehr bedenklich, weil sonst, in so konvulsiver Leidenschaft, heftige unüberlegte Rathschläge zu fürchten wären. Er entschloß sich also in dieser äußersten

Bewirrung der Sache, (ob er gleich noch nicht wußte wie dies der alte Säugling anzusehen möchte) seine Tochter mitzunehmen und bey sich zu behalten, weil er vermeinte, auf solche Art den weitern Gang dieser Angelegenheit besser zu übersehen; und gemeinschaftlich mit dem Alten die zuträglichsten Maßregeln ergreifen zu können.

Verliebte sind wie Kinder. Kaum vernahm Säugling des Sebaldus Entschluß, als er von der äußersten Wuth zur äußersten Freude überging. Mit seiner Mariane, deren gegenwärtige Trennung von ihm seine Leidenschaft als das äußerste Unglück darstellte, nun unter eben dem Dache zu wohnen, schien ihm das äußerste Glück. Er umarmte den Sebaldus, er küßte dessen Hand, er bat ihn um Vergebung, wegen aller unüberlegten Worte, die er in der Wuth ausgestoßen hatte. Sein Gemuth war plötzlich umgestimmt vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben; er versprach sich zu mäßigen, versprach seinen Vater zu schonen, versprach alles; Mariänen Gesellschaft überwog alles, füllte seine Seele ganz, ließ keinem andern Gefühl Raum.

Sie setzten sich sämmtlich in den Wagen,  
und fuhren zurück, äußerlich beruhigt.  
Zweyter Abschnitt.  
Säugling der Vater befand sich in ziemlicher Unruhe, theils, weil sein Sohn zur gesetzten Zeit nicht nach Hause kam, theils wegen seiner Ungewissheit, wie er sich gegen die Frau Gertrud und deren Tochter betragen sollte, die Mittags erwartet würden, und von dem großen Hindernisse der gemeinschaftlichen Absichten noch gar nichts ahnen konnten. Indes ward ihm ein Theil dieser Verlegenheit benommen, da die Jungfer Anastasia nicht erschien. Entweder Säuglings Gedichte, oder die Furcht und Hoffnung wegen seiner Entschließung, oder andere Ursachen, möchten auf ihre zarten Nerven allzustark gewirkt haben. Sie war denselben Morgen mit Kopfweh, Übelkeiten und Bittern der Glieder besessen worden, eine Krankheit, weswegen ihre Mutter in ziemlichen Sorgen zu seyn schien.

Kurz nachher kam auch der junge Säugling mit seiner Gesellschaft an. Mariane ward indeß in Gebaldus Zimmer geführt,

bis man dem Alten den Vorgang berichten konnte.

Bey Lische war die ganze Gesellschaft nicht sonderlich aufgeräumt. Alle suchten ihre innerliche Verlegenheit zu verborgen, und dachten ihren besondern Entwürfen nach. Nach Lische zog der Freund der Frau Gertrud den alten Säugling in das Fenster eines Nebenzimmers, wo sie bald in ein tiefes Gespräch über die Heurathssache gerieten. Der junge Säugling schllich sich, ohne daß jemand darauf Acht hatte, zu seiner Mariane; und die Frau Gertrud blieb mit Gebaldus auf einem Kanapé sitzen, weil sie sich heute vorgenommen hatte, die wichtige Lehre von dem geistlichen Verderben der menschlichen Natur mit ihm aus dem Grunde abzuhandeln. Gebaldus hatte, in allen vorigen Disputen, der menschlichen Natur Kräfte zur Besserung zugestanden, die Frau Gertrud aber schrieb hierbei alles der Gnade zu. Sie war schon einz gemal vom Gebaldus mit verschiedenen Argumenten ziemlich eingetrieben worden, heute aber hatte sie sich vorbereitet, ihn schlechtedings danieder zu schlagen. Da das Geschäft einer Religionskontroversistin, zumal so-

bald es zu einer gewissen Stärke kommt, schwer zu überwältigen ist, und da der gute Sebas-  
tianus ohnedies von Mariannens kritischer Lage  
den Kopf voll hatte, so konnte diesestmal die  
Frau Gertrud viel leichter gewöhnenes Spiel  
haben. Sie hieb also alle menschliche Zu-  
genden unbarmherzig nieder, um der Gnade  
daraus ein Siegeszeichen zu errichten. Sie  
erzählte, mit geläufigter Zunge, alle Wunder  
die an unwiedergeborenen Menschen, im Leben  
und auf dem Todbett, je haben durch die  
Gnade verrichtet seyn sollen. Sie plünderte  
die düstern Schriften eines Hans Engel-  
brecht's, Gerber's, Neiz, Vogakki und  
anderer; und zuletzt, weil doch jeder Heiliger  
gern ein Wunder von seinem eignen Mach-  
werke zu haben pflegt, erzählte sie, daß in  
dem Wirthshause, ihrer Wohnung gegenüber,  
ein junger Fähnrich im Quartiere liege, der  
zwar immer ein natürlich guter, aber doch  
ein unwiedergeborener Mensch gewesen sey;  
nachdem er nun aber, seit länger als einem  
halben Jahre, die Erbauungsstunden besucht  
habe die sie in ihrem Hause halte, sey er  
von der Gnade so kräftig ergriffen worden,  
daß sie seine merkwürdige Bekbungsgeschichte  
aufge\*

aufgezeichnet und nach Magdeburg geschickt habe, wo sie in das geistliche Magazin, den Ungläubigen zur Beschämung, eingerückt werden solle.

Unter diesen Gesprächen fuhr ein Wagen vor die Thüre, aus welchem der Herr von Haberwald halbbetrunken heraustramelte. Die Frau Gertrud wollte mit solchem Wele-Kinde nichts zu thun haben, ließ sich also vom Sebaldus in den Garten führen, ehe der Herr von Haberwald heraufkam.

Dieser, nachdem er sich mit einer Flasche Wein erfrischt hatte, legte sich in den Lehnsstuhl und fing an zu schwäzen:

»Ich komme da vom Landtage zurück,  
»wo der Sechsundzwanziger geslossen ist, und  
»dann hatte der Prälat von † † ein Öhmchen  
»Sechser, so just für 'nen Kenner. Doch  
»haben wir auch übers Landes Beste die  
»Köpfe zusammengestellt; denn so wählt ich  
»lebe, Nachbar Säugling, was mich betrifft,  
»ich bin weise wie St. Paulus, wenn ich ge-  
»trunken habe. — Ja nun, was wollte ich  
»doch sagen, — der Landtag war aus; so  
»muß man doch auch 'n bischen sehn, wie 's  
»zu Hause aussieht — so fahren wir denn

Geb. N. III.

L

»zurück, und ich komme heute um halb eilse  
 »nach ° \* °; da hab' ich im rothen Löwen,  
 »bei dem pußigen Wirth mit der Stumpf-  
 »nase gegessen. Der Kerl hat Burgunder,  
 »so gut wie in Lüttich; Feuer! Feuer! wer  
 »ihm nicht versteht, den wirst er untern Tisch  
 »— Ja was wollte ich doch sagen — Gegene  
 »über wohnt, du weist's, Nachbar Säugling,  
 »die alte reiche Hexe die Gertrud; mit einem  
 »male, wie wir im besten Trinken sind, wied  
 »ein Lärm im Hause, die Leute laufen vor  
 »der Thüre zusammen, und wir ans Fen-  
 »ster.“ —

»Wie so?« fragte der Freywerber: »Es  
 »war doch wohl nicht Feuer im Hause?«  
 »En! warum nicht gar! Aber vor neun  
 »Monaten mag wohl Feuer gewesen seyn,  
 »da kriegt nun die Tochter jetzt 'nen Zufall,  
 »— Hi! Hi! — und die Mutter ist nicht  
 »'nmal zu Hause, drüber wird 'n Aufseher,  
 »s' Mädchen holt 'n Doktor, ja der thut's  
 »noch nicht. — »He! schrie Stumpfnase, und  
 »wies mir 'n alt Weib auf der Straße —  
 »da haben sie Mutter Isken von der andern  
 »Ecke geholt, die wird's in Gleis bringen;  
 »und der Fähnrich, der beg' mir im Qua-

»Quartiere liegt, ist auch schon herüber geschlossen —“ En daß dich über'n Fähnrich,  
»wenn doch unser einer auch 'nmal so im  
»Quartiere läge! —“

Hierbei schlug Haberwald eine wiehernde Lache auf; und der Freywerber, dem sich während der ganzen Erzählung die Kinnbacken verlängert hatten, eilte in den Garten, um der Frau Gertrud diesen für ihre Absichten so verdrießlichen Vorfall mit möglichster Vorsicht zu hinterbringen.

Er störte sie in einer sehr glücklichen Lage; denn da sie ihre heutige Überlegenheit über Sebaldus vermerkte, hatte sie ihn warm gehalten und war jetzt eben im Beweise begriffen, daß die dritte Posaune in der Apokalypse \*) die Indifferentisten bedeute, welche von Erbsünde und Wiedergeburt nichts wissen wollen, und dadurch eine bittere Religionsmengerey verursachen; wogegen Sebaldus, der aber gar nicht zum Worte kommen konnte, vermeinte daß gewiß dadurch die französi-

## L 2

---

\*) Offenb. Joh. VIII. 10.

schen Atheisten angedeutet würden, welche die ersten Quellen der menschlichen Glückseligkeit vergiften.

Der Freywerber raunte der Frau Gestrud die unglückliche Nachricht ins Ohr, wodurch sie aus aller Fassung gebracht ward. Sie fiel beynahe in Ohnmacht, kam wieder zu sich, ward in ihren Wagen gepackt und nach Hause gefahren.

Der Herr von Haberwald machte sich mit noch ein Paar Glaschen vollends fertig, und ward in ein Bett gebracht, um seinen Rauch auszuschlafen. Seine Pferde aber, die nüchterner waren, gingen mit Rambold nach Hause.

Des alten Säuglings Nerven, keiner Anstrengung gewohnt, waren durch die manichfältigen Begebenheiten dieses Tages dermaßen erschüttert, daß er sich halb betäubt auf seinen Sorgestuhl warf. Gleichwohl sollte er noch nicht zur Ruhe kommen: denn der junge Säugling stellte ihm, wider alles Vermuthen, Marianen vor. Beide warden sich ihm zu Füßen. Sein Sohn, mit der größten Heftigkeit flehend, in ihre Verbindung zu willigen; Mariane, mit Thränen ver-

sichernd: So sehr sie seinen Sohn liebe, werde sie doch, ohne seine Einwilligung, nie demselben ihre Hand geben. Ihr Vater bestärkte sie in diesem Entschlusse, und setzte behäufig den Undank ins Licht, dessen sie beide sich sonst schuldig machen würden.

Der alte Säugling hob Marianen auf, versicherte sie, daß er sie und ihren Vater hochachte, aber ihre Heurath mit seinem Sohne nicht zugeben könne. Übrigens bat er alle, ihn nur heute ruhig zu lassen; denn er könne nun kein Wort weiter sagen.

Der Abend nahte heran, und die ganze Hausgenossenschaft ging bey Zeiten zu Bett; aber niemand schlief ruhig, als der Herr von Haberwald, welcher im Dunste des lüttischen Burgunders nach Herzenglust schnarchte.

Der alte Säugling schlief nicht, weil ihm der Queerstich mit der Jungfer Anastasia im Kopfe lag, und weil er gar nicht absehen konnte, wie er seinen lieben Sohn zufrieden stellen sollte. Er konnte leicht erachten, der selbe werde von seiner Liebschaft nicht so leicht ablassen, und er konnte sich doch auch nicht entschließen, in die Heurath seines einzigen Erben mit einem armen Mädchen zu willigen.

Nach langem Hin- und Hersinnen wollte ihm nichts bessers beyfallen, als daß er seine väterliche Autorität zusammennehmen, und seinem Sohne rund heraus sagen müsse: Aus der Sache werde nichts. Nachdem er diesen Entschluß genommen hatte, ward er etwas ruhiger, und schließt endlich ein.

Gebaldus konnte nicht einschlafen, weil ihm Marianens mißlicher Zustand am Herzen lag. Doch war an seiner Unruhe auch nicht wenig Schuld, daß die Frau Gertrud seine Erklärung der dritten Posaune so schändlich verworfen hatte. Er fing an, sich die Gründe für seine Meinung ausführlich zu wiederholen. Je mehr er darüber nachdachte, desto richtiger fand er sie, und desto mehr beruhigte er sich über den Widerspruch der ungelehrten Frau; so daß er endlich einschlief.

Der junge Säugling und Mariane hatten jedes für sich eine schlaflose Nacht, und zwar aus einerley Ursach: nehmlich, weil sie verliebt waren, und weil ihrer Liebe ein beynaher unübersteigliches Hinderniß im Wege lag. Sie beschäftigten sich, jeder besonders, wer weiß wie viel spanische Schlösser in die

Lust zu bauen, und thaten darüber bis an  
den hellen Morgen kein Auge zu.

### Dritter Abschnitt.

Des folgenden Tages erschien Säugling  
der Sohn, ungetüfen, sehr früh beyne Thee-  
tische seines Vaters. Seine heftige Leiden-  
shaft hatte nun einiger Überlegung Raum  
gegeben. Er sah ein, daß ohne seines Vaters  
Einwilligung nichts auszurichten sei, und  
suchte ihn nun auf irgend eine Art zu bewe-  
gen. Er hatte ausgerechnet, daß sein Vater  
ihn liebe und sonst eben nicht allzu standhaft  
sei. Er suchte also, die Nacht über, alle  
schwache Seiten auf, die er seinem Vater ab-  
gewinnen könnte, und griff ihn diesen Moc-  
gen mit einer Inbrunst und Veredtsamkeit an,  
die er für unwiderrstehlich hielt.

Er betrog sich aber. Der Vater runzelte,  
seinem genommenen Entschlusse gemäß, die  
Stirn, und gebot ihm in einem verdrießlichen  
Tone: »Von dieser Sache kein Wort mehr  
zu reden, weil es sich für ihn nun einmal  
nicht schick, ein Mädchen ohne alles Ver-  
mögen zu heutathen.«

Der Sohn wollte Einwendungen machen,  
aber der Vater setzte trockener Weise hinzu:

»Die Sache sei so klar, daß er Ma-  
rianens eignen Vater zum Schiedsrichter an-  
nehmen wolle.«

Gebaldus fiel ihm völlig beh. Der junge  
Säugling, dem, trotz seiner schönen Nede,  
wovon er sich die kräftigste Wirkung verspro-  
chen hatte, von beiden zukünftigen Schwie-  
gervätern seine Braut abgesprochen wurde,  
stand starr da, wie eine Bildsäule.

Der alte Säugling ersuchte den Gebal-  
dus die Zeitungen zu lesen, um nur von die-  
sem unangenehmen Diskurse abzukommen.

Nachdem verschiedene Nachrichten durchge-  
laufen waren, kam Gebaldus endlich auf fol-  
gende Stelle:

»Bei der \*\*sten Bziehung der Königlichen  
\*\* schen privilegierten Bahnenlotterie, welche  
»den \*\*ten dieses Monats mit gewöhnlichen  
»Formalitäten öffentlich vollzogen worden,  
»sind die Nummern 33, 42, 12, 66, 6, aus  
»dem Glücksrade gekommen.«

»Laß sehen,« — rief der alte Säugling,  
indem er seine Loope aus dem Schrank holte  
und nachsah — »wahrhaftig wieder nicht eine

»einige Zahl. — Der verdamnte arabi-  
sche Lotteriewahrsager! — Und doch  
»sind mit die Nummern so bekannt, ich dächte,  
»ich hätte sie ratzen müssen. — Wie ists  
»denn? Von Ihren Zahlen wird auch wohl  
»keine heraus seyn? Sehen Sie doch nach,  
»Herr Pastor!«

Sebaldus nahm seinen Zettel aus der Schreibtafel; der alte Säugling las die Zahlen ab, und verglich jede mit der Beifügung.

Sein Auge ward starr, sein Gesicht lang-  
Endlich rief er: »Was zum Teufel: 33 —  
»12 — 66 — 6. Ists möglich! Eine Qua-  
»terne! Sie sind ein Glückskind, Herr Pa-  
»stor!«

»Habe ich was damit gewonnen?« fragte Sebalodus ruhig.

»Gewonnen?« rief der Alte, und ergriß Bleistift und Papier um auszurechnen. »Läß  
»sehen:  
 »1 Quaterne à  $4\frac{1}{2}$  Stüber 4500 Rthlr. —  
 »4 Ternen à 30 Stüber 10800 — —  
 »6 Amben à  $3\frac{3}{4}$  Stüber 101 — 15 St.  
 »Macht wahrhaftig 15201 Rthlr. 15 St.  
 »Das dich doch! Bin ich nicht ein Schöps,

»dass ich nicht die Nummern genommen  
»haben?« —

»Wie? Was? fünfzehntausend Thaler!« rief der junge Säugling, indem er sich seinem Vater zu Füßen warf. »Nun sagen Sie nicht, dass meine Mariane arm ist. Ich umfasse Ihre Knie, und stehe eher nicht auf bis Sie mir Ihre Einwilligung geben. Nun ist alle Hinderniss gehoben! —

»Mein Sohn!« rief der Alte, »du denkst bloß an deine Heurath, — davon ist jetzt die Rede nicht, — ich denke an den verwünschten Lotteriewahrsager! —« (indeni warf er das Buch, unwillig, in's Kasminfeuer, und das Lotteriebademeum flog hinterher). — »Das dich doch! — Aber wie wars dann, Herr Pastor! Ist Mamsell Mariane Ihr einziges Kind? —

Sebaldus antwortete seufzend: »Ich habe noch einen Sohn, von dem ich aber keine Nachricht habe, seit er in den Krieg gegangen ist.«

»Sie sehen,« rief Säugling der Sohn, der seines Vaters Meinung errieth, »meine Mariane ist das einzige Kind. Wer weiß, bei welcher Aktion der Sohn geblieben ist. —

»Fünfzehntausend Thaler! — Hätte ich doch  
nicht geglaubt, daß mir Geld Vergnügen  
machen könnte! — Ich bitte Sie, liebster  
Vater, bedenken Sie, daß Mariane übrig  
reich für mich ist! —«

»Läß mich gehen, mein Sohn! — Wer  
weiß, ob auch das Geld richtig ausgezahlt  
wird?«

»Liebster Papa! bedenken Sie doch —  
eine Königliche Lotterie sollte nicht bezah-  
len! —«

Damit sprang er auf, um Marianen ihr  
beiderseitiges Glück zu hinterbringen.

Als er weg war, sahen die beiden Alten  
stockstille. Der alte Säugling führ fort sich  
zu ärgern, daß er die Zahlen nicht für sich  
gewählt hatte, und maß, an der Entgütung  
die er in Sebaldus Augen las, die Freude  
ab worin er selbst gewesen seyn würde, wenn  
er die Quaterne gewonnen hätte.

Sebaldus saß wirklich ganz entzückt da,  
aber nicht über das gewonnene Geld; denn  
ob ihm gleich die vortheilhafteste Wendung der  
Sachen erfreulich war, so führte doch eigent-  
lich seine Wonne daher, daß ihn die Zahlen,  
durch verwandte Ideen, an die Apokalypse

und an seinen Kommentar erinnerten. Er überdachte seine Meinung, daß alle böse Menschen, durch Strafen gebessert, in dem neuen Jerusalem gut und glücklich seyn würden, welche reizende Vorstellung ihn allemal in die innigste Freude versetzte.

Säugling der Sohn kam bald mit Marianen zurück. Beide warten sich zu seines Vaters Füßen, der nach wenigen Schwierigkeiten, seine Einwilligung gab, welche Sebaldus auch bekräftigte.

#### Vierter Abschnitt.

Die beiden Liebenden gingen in den Garten, und die Alten blieben zusammen. Säugling der Vater, um dem Sebaldus einen Brief wegen Bezahlung der Quaterne zu diktionieren, und Sebaldus, um ihn zu schreiben.

Kaum war diese Arbeit fertig, als Rambold angefahren kam, um den Herren von Hatzewald abzuholen. Dies war seine gewöhnliche Berrichtung, wenn sein Gönner sich so wohl that, daß er nicht nach Hause kommen konnte. Weil dieser aber noch schlarchte, so trat er zum alten Säugling ein.

Er entfärbte sich nicht wenig, als er den Sebaldus wieder erblickte, den er seit der letzten Zusammenkunft \*) nicht gesehen hatte. Dennoch wollte er diese Gelegenheit nicht vorbeihassen, seine Rache gegen den jungen Säugling auszuführen. Er nahm eine scheinheilige Miene an, und sagte: »Sein Ge-  
 »wissen, da er ehemals der Hofmeister des  
 »jungen Herrn gewesen, verbinde ihn, dem  
 »alten Heren eine unangenehme Nachricht zu  
 »geben, nehmlich, daß der junge Herr Säug-  
 »ling sich an eine Landläufertinn gehängt  
 »habe, die sich demselben zu Gefallen, in ei-  
 »nem nicht weit entlegenen Hause aufhalte.«

Der Alte sagte lächelnd: »Ich weiß es  
 »wohl. Aber eine Landläufertinn ist sie nicht,  
 »sondern ein Mädchen, das gute funfzehn  
 »tausend Thaler hat.«

Nambold schlug eine laute Lache auf:  
 »Lassen Sie Sich doch so etwas von Ihrem  
 »Sohne nicht einbilden. Sie hat gar nichts.  
 »Kein Mensch weiß, wem sie angehört.«

Der alte Säugling, der sich bei diesem

\*) Man s. S. 114.

Mißverständnisse genoß, sagte mit belehrendem  
der Geberde: »Wenns kein Mensch weiß, so  
»weiß ihs doch. Sehen Sie, das Mädchen  
»das Sie für eine Landläuferinn halten, ist  
»des Herrn Pastors hier einzige Tochter. Er  
»hat in der letzten Biehung der \*\*\*schen Lot-  
»terie eine Quaterne von funfzehntausend  
»Thalern gewonnen. Sie ist meines Sohnes  
»Braut, denn ich habe meine Einwilligung  
»gegeben und ihr Vater auch. Also kommt  
»Ihr guter Rath zu spät, mein lieber Herr  
»Rambold.«

Rambold war äußerst betreten. Seine  
natürliche Unverschämtheit verließ ihn. Er  
ward bald blaß bald roth, sah bald voll Ver-  
wirrung den Gebaldus an, bald wieder weg,  
bis sich die Nägel, schien etwas sagen zu  
wollen ohne daß er etwas herausbringen  
konnte. Murmelte endlich: »Aber wirklich,—  
»funfzehntausend Thaler hat dieser Herr ge-  
»wonnen!« sah wieder nach Gebaldus mit  
betroffner Miene, und schlug halb beschämte  
die Augen nieder, wollte wieder zu reden an-  
fangen, und das Wort schien ihm auf dem  
Munde zu vergehen. —

Während dies vorging, traten Säugling  
der Sohn und Mariane ins Zimmer.

»Kommen Sie, meine Tochter,« rief der  
alte Säugling schmunzelnd: »verteidigen  
Sie Sich! Hier dieser Herr wollte mich eben  
vor Ihnen, als vor der Verführerin mei-  
nes Sohnes warnen.«

»Nichtswürdiger!« rief Mariane, und sah  
Rambolden mit einem Blicke voll tiefster Ver-  
achtung an, »Du denfst schändlich genug,  
um zur Verfolgung noch Verlärmdung hina-  
nzuzuthun — Deine niederträchtige Liebe, die  
nur Bosheit war —«

»Und doch sollen Sie mich gewiß noch  
lieben,« fiel ihr der faselhafte Rambold greif-  
lachend ins Wort; gewohnt, bey einer Ge-  
faren die ihm in den Kopf kam, alle ernste  
haste Gedanken zu vergessen,

»Wie?« rief Mariane höchstzürnt: »Niem-  
mermehr! —«

»Aber doch gewiß, liebstes Marianchen!«  
nedzte Rambold weiter.

Mariane erblasste vor Zorn über diese  
unglaubliche Unverschämtheit, und wieder-  
holte: »Niemermehr! Niederträchtiger!«

»Ja gewiß!« erwiederte Rambold, der seine Gedankenmiete in eine ernsthafte verwan-  
deln wollte, und unbeschreiblich einfältig aus-  
sah, — »zwar nicht als Liebhaber, aber doch  
»als Bruder. — Ich bin Ihr Sohn —«  
rief er und warf sich zu Sebaldus Füßen. —  
»Ich fühle die größte Reue, daß ich Ihnen  
»nicht geschrieben und mich Ihnen hier nicht  
»eher zu erkennen gegeben habe — Ich wollte  
»aber mein Glück erst festsehen, ehe ich mei-  
»nen im Kriege angenommenen Namen \*)  
»verließe. — Ich bin weit herumgeirrt —  
»Ich habe, nachdem Sie von Hause vertrie-  
»ben worden, nie Nachricht von Ihnen ge-  
»hört — Erst ganz kürzlich habe ich erfah-  
»ren, wer Sie waren — Da war ich gleich  
»außerordentlich unruhig — Ich wollte —  
»Ich wußte nicht recht« — Hier stammelte  
er noch einige kahle Entschuldigungen, an  
denen es schlechten Leuten nie fehlt.

Alle erstaunten. Sebaldus fasste sich nach  
einigen Augenblicken, und sagte: »Mein  
Sohn!

\*) Man s. den ersten Theil S. 39.

»Sohn! Du kanntest mich also doch? Edles  
wäre es gewesen, wenn du mich nicht ver-  
schmähet hättest, als ich noch in elenden  
Umständen war! Aber ich vergebe dir.“ Ed-  
hob ihn auf, und umarmte ihn.

Auch der junge Säugling umarmte ihn.  
Mariane thut ein gleiches, aber nicht mit  
der Fülle des Herzens, womit sie sonst einen  
Bruder würde umarmet haben.

Rambold hingegen war gütiger Dinge, als  
ob alles so recht wäre; und da der Herr von  
Haberwald endlich auch aus seinem Schlaf-  
zimmer hervorkam, erzählte er ihm lachend,  
dass er seinen Vater und seine Schwester ge-  
funden habe, und stellte ihm dieselben vor.

### Letzter Abschnitt.

Die Quaterne wurde bezahlt, und Säug-  
ling kurz darauf mit Marianen verbunden.  
Die ersten Honigmonate verflossen in allen  
Entzückungen einer zärtlichen Liebe. Säug-  
ling machte sich den schönsten Plan zu einem  
arkadischen Schäferleben, voll Zärtlichkeit,  
Unschuld, Liebe, und besonders voll lieblicher

Geb. n. III.

M

Gedichte; doch ging es in der folgenden Zeit nicht ganz nach diesem schön ausgesonnenen Plane. Mariane hatte, während ihres einsamen Winteraufenthaltes indem Hause im Walde, und sonst, Gelegenheit genug gehabt zu erfahren, wie eitel poetische Phantasien sind wenn sie ins gemeine Leben gebracht werden. Ihr kleiner Hang zu romantischen Gesinnungen, und ihre von Jugend an so gern gehaltenen Aufwallungen der Einbildung, verschwanden, da sie in die wichtigen Verhältnisse des wirklichen Lebens trat. Ihre süßen empfindsamen Phantasien machten wirklicher Liebe Platz; unbestimmte Aussichten auf überschwengliche himmlische Seligkeiten wurden durch gemäßiges, aber wahres Wohlbefinden ersetzt. Gespräche vom Wohlthun gingen nun in wohlthätige Geschäfte über. Sie weihte sich ganz ihren Pflichten, ward eine Landwirthinn, versorgte ihr Haus, und erzog ihre Kinder. Sie verschmähte auch nicht die kleinen Unannehmlichkeiten die das häusliche Leben mit sich führt; denn ihrem edlen Geiste ward dadurch von seiner feinen Empfindung nichts entzogen, die vielmehr dadurch mehr

Kräfte gewann. Mariane ward nunmehr inne wie weit sentimentales Gefühl, im wirklichen Leben thätig angewendet, das leichte Geschwätz davon überwieget. Sie merkte bald, daß Hausfrau und Mutter zu seyn, Wohlwollen mit sich führt, das keine jugendliche Phantasen erreichen kann, so weit sie auch zu fliegen scheint,

Säugling, immer gewohnt dem Frauenzimmer zu folgen, modelte sich unvermerkt nach Marianen. Er erinnerte sich, daß er, ein Mann, nicht mehr ein Jüngling sey. Er entsagte, freylich nach einigen kleinen Kämpfen, erst seiner allzu genauen Achtsamkeit auf den Kleiderpuß, dann seinen zierlichen Gesinnungen, und endlich selbst seinen Gedichten. Nicht nur hatte er sogar an seinen empfindsamen Roman nicht weiter gedacht; sondern ist auch allmählich ein völligter Landwirth geworden. Er steht mit dem Morgen auf, theilet seinen Leuten ihr Tagewerk aus, reitet in aller Witterung zu ihnen aufs Feld, und hat sich durch unablässige Thätigkeit eine solche praktische Kenntniß des

Ackerbaues erworben, daß er auf seines Vaters Gütern die wichtigsten Verbesserungen zu Stande bringt. Indesß, da sich lange angewöhnte Unarten selten ganz ausrotten lassen, und weil Einmal geschrieben stehet:

Qui a bu, boira!

Qui a écrit, écrira!

so ist er doch unter der Hand wieder ein Schriftsteller geworden: denn es wird nächstens von ihm eine Abhandlung vom Bau der Kartoffeln gedruckt werden, welche er nach einer ihm eignen Methode zu vervielfältigen weiß, und womit er, in den theuren Jahren, die armen Heuerleute seiner Gegend aus eignem Vorrathe beynahe ganz erhalten hat.

Als der Frau von Hohenauf die vorhängende Verbindung zwischen ihrem Neffen und Marianen gemeldet ward, antwortete sie in kaltem Tone: »Sie wisse längst, daß ihr Bruder beständig nur niedrig denke, und ihre Bemühungen die Familie aus dem Staube zu heben nie gehörig geschäfft habe.« Da kurz darauf ihr Gemahl starb,

vermählte sie sich abermals, mit einem wohlgewachsenen unmittelbaren Reichstritter, dessen alter stiftsfähiger Adel allein schon aus den Akten eines weitläufigen über hundert Jahre bei dem Reichskammergerichte schwebenden Konkursprozesses zu beweisen stand. Um die Güter ihres Gemahls, wo möglich, von Schulden zu befreien, ging sie mit demselben nach Weßlar, mit Empfehlungsschreiben an den hernach durch die Reichskammergerichts-visitation berühmt gewordenen Juden Nathan. Da ihr aber zu Weßlar, wo man auf das Recht des H. Röm. Reichs und auf das Recht alter Ahnen zu halten weiß, in den Assembléen einige Kränkungen begegneten, und ihr Mann — nachdem er sich, in Ansehung seines alten Adels und seiner zärtlichen Liebe gegen die schöne Witwe, in den Ehepaaten völlige Gewalt über ihr Vermögen hatte verschreiben lassen — mit einer durchreisenden Tänzerinn nach Paris ging; so kehrte sie unverrichteter Sachen nach ihres Gemahls Herrschaft zurück. Sie bringt daselbst, weil ihre adelichen Nachbarn, aus Eitkette, mit ihr nicht umgehen mögen, ein-

sam und unmuthig ihre Tage damit zu, daß sie alle Sonntage und Festtage die Kirche besucht, um für den Kaiser und für die gnädige Gutsherrschaft bitten zu hören, und daß sie in der einen Hälfte der Werkeltage ihre Kammermädchen ausschlägt, und in der andern mit einem armen Fräulein von guter Famillie Pikett spielt.

Die Gräfinn von \*\*\*, nachdem sie die wahren Umstände von Marianens Entführung erfahren hatte, ließ derselben Charakter die vollkommenste Gerechtigkeit wiederauffahren, und ward wieder ihre wahre Freundinn. Beide haben sich einigemal persönlich gesehen, und unterhalten einen freundshaftlichen Briefwechsel.

Doktor Stauzius fiel um diese Zeit, nach dem Tode des Präsidenten, wegen einiger allzuschärfen Gesetzpredigten, in die Ungnade des Fürsten. Man sehte ihm daher, ohne sein Verlangen, einen Adjunkte, einen schönen Geist, welcher, nach damals neuester Art, in morgenländischen Bildern und in ab-

gebrochenen Kraftphrasen, bloß für das Gefühl predigte. Dieser Vicegeneralsuperintendent bediente sich auch in seinen Predigten vieler Prosopopöien, Fragen, und Ausrufungen, aber alles in einer so melodierichen Aussprache, daß der Fürst, welcher zuweilen schnell aufgefahren war wenn Stauzius die Ewigkeit der höllischen Strafen herausbrüllte, nun bey höchstem Wohlseyn in seiner Loge auf seinem Polstersthule unter der Predigt sanft ruhen konnte. Der Neuling kam daher in so große Gnade, daß Stauzius, als er sich über einige von dessen Anordnungen beschweren wollte, aus Höchsteigner Bewegung, gänzlich pro Emerito erklärt ward. Dies ging ihm sehr nahe, zumal da er, außer dem öffentlichen Verluste seines Ansehens, zu Hause, seiner Unvorsichtigkeit halber, von seiner Frau täglich die bittersten Vorwürfe hören mußte. Diese Unglücksfälle machten, daß er des Lebens satt, und dadurch vielleicht auch gegen seine Feinde versöhnlicher wurde. Denn da er von Hieronymus die Glücksveränderung des Gebaldus vernahm, ließ er deshalb an ihn ein höfliches Gratula-

tions schreiben gelangen, welches aber unbeantwortet blieb.

Hieronymus nahm wahren Antheil an der glücklichen Lage seines Freundes Sebaldus, und an Marianens Verbindung. Er besuchte sie persönlich, und brachte zugleich seinem alten Freunde nebst dem ebengedachten Gratulationsschreiben des D. Stauzius, auch den bisher treulich verwahrten Kommentar über die Apokalypse mit.

Nothanker der Sohn, alias Rambold, veruneinigte sich bald mit dem Hrn von Haerwald wegen einer Spielschuld, und verlor also alle Hoffnung, sich dem alten Pfarrer desselben adjungirt zu sehen. Daher ist er auf andere Rathschläge zu seiner Versorgung gefallen. Er hat sich in den Kopf gesetzt, Professor der praktischen Philosophie oder der schönen Wissenschaften auf irgendeiner Universität, oder allenfalls an einem akademischen Gymnasium, zu werden, weil er sich einbildet in diesen Wissenschaften wichtige Entdeckungen gemacht zu haben. Wenn er

eine solche Stelle eher erhält, als der Fähnrich den gesuchten Abschied bekommt, so könnte er auch wohl etwa noch die Jungfer Anastasia heurathen, bei welcher er seit einiger Zeit, wie es scheint nicht ohne Absicht, fleißig aus- und eingehet. Indes lebt er bei seinem Vater, und läßt sich seit einigen Jahren gefallen, dessen Kommentar über die Apokalypse ins Reine zu schreiben, so wie er fertig wird. Daben ist er in Nebenstunden besessen, Abhandlungen und Recensionen in verschiedene Journale und Zeitungen einzusenden. Wenn man irgendwo schielende und ungereimte Utheile liest, über Dinge wovon, wie offenbar zu sehen ist, der Verfasser nichts verstanden hat; wenn daben verdiente Männer mit naseweisem Geschnatter, fein superklug, über die ersten Gründe der Kunst oder Wissenschaft, worin sie vorzüglich groß sind, belehrt werden; wenn unbescheidner Eigendünkel für deutsche Freymüthigkeit, ungehobelter Gernwitz für Laune, und plumpé Eccentricität für hohes Genie verkauft wird; wenn verstandloses von-vorniges Gewäsch über jede Wahrheit entscheiden, und ver-

verwirrtes Träumen einer angebrannten Einbildungskraft der höchste Schwung der Dichter seyn soll; wenn besonders dabei pompe und sinnleere Waid sprüche und Glosselchen gebraucht werden, worauf sich diejenigen etwas einzubilden pflegen, die sich auf weiter nichts etwas einbilden können: so wird man, wenn sonst nicht etwa sicher bekannt ist welcher andere Geck die Feder geführt hat, nicht unwahrscheinlich schließen können daß der Rambold dahintersteckt.

Gebaldus hat sich in der Nachbarschaft seines Schwiegersohns ein kleines Gut gekauft, wo er, vergnügt und geehrt, in ruhigem und glücklichem Alter lebt. Er thieilt seine Zeit unter die Besorgung seiner Angelegenheiten, unter die Gesellschaft seiner Kinder und weniger Freunde, unter wohlthätige Unterstützung seiner bedürftigen Nachbarn, und unter fleißiges Studiren, das er nun, völlig seiner Neigung gemäß, treiben kann.

Verschiedene denkende Männer unter seinen Freunden, welche, ohne selbst sehr kon-

sequent zu seyn, nicht leiden mögen daß andere Leute inkonsequent sind, haben sich viele Mühe gegeben, ihn sowohl von der Crusiusschen Philosophie (welcher, ihrer Meinung nach, kein Mensch mehr beygethan seyn sollte), als auch von seinem Gerglauben an die Apokalypse zu bekehren. Da aber niemand sein System zu ändern pflegt wenn er über funfzig Jahre alt ist, so sind diese Dispute so unglücklich ausgeschlagen, daß Gebaldus anstatt bekehrt zu werden, in seinen Meinungen vielmehr bestärkt worden ist.

Verschiedene dieser seiner Freunde haben ihm beweisen wollen, daß von einigen Wahrscheinlichkeiten die er für ungezweifelt hält, sogar nach den Säzen der Crusiusschen Philosophie gerade das Gegentheil folgen würde. Sie sind aber ganz an ihm irre geworden, da er auf eine eigne ihm geläufige Weise, alles aus der Crusiusschen Philosophie bewiesen hat, was sie meinten nur aus der Wolfischen, oder Federischen, oder wer weiß aus welcher noch neueren folglich zehn Jahren

lang noch wahrerem, Philosophie folgern zu können.

Einige haben daher den alten Mann, obgleich mit einem Kopfschütteln, seyn lassen wie er ist. Andere hingegen, weise systematische Männer, haben ihn dadurch völlig in die Enge zu treiben vermeint, daß sie ihm demonstrierten, sein eigner Charakter (in welchem ohnedies, wenn man die in dem Gedichte Wilhelmine befindlichen Nachrichten für historisch richtig annahme, vieles bedenklich seyn müsse) könne gar nicht zusammenhangen, wenn er bey seinen herrlichen theologischen Einsichten, zugleich an ein so ungereimtes Ding wie die Apokalypse sey, ferner glauben wolle. Aber hierbei ist der gute Gebaldus, wider Vermuthen, ungeduldig geworden: welches diese tiefen Kenntnisse der menschlichen Natur wiederum mit seinem sonst so sanften Charakter nicht zusammenzureimen wußten.

Er haben vielleicht dabei nur nicht gleich an eine sehr gemeine Bemerkung ge-

dacht, welche durch das Beispiel des seligen Don Quijote, und durch das Beispiel verschiedener noch lebender deutscher Genies bestätkt wird, nehmlich: daß ein Mensch sehr wohl in allen Dingen so denken und handeln könne daß ihn die ganze übrige Welt für verständig gelten läßt, dabey aber in Einem Einzigen so, daß man ihn für einen Thoren halten möchte.

Sie hätten sich auch wohl erinnern können, daß der beste und bescheidenste Mensch ein Ding, worüber er seine Geisteskräfte einmal bis zu einer gewissen Anspannung angestrengt hat, sich nicht so leicht werde nehmen lassen; daß daher ein Gelehrter ein Buch, besonders ein biblisches Buch, worüber er eine ihm wichtig scheinende Hypothese erfunden hat, niemals ganz werde fahren lassen wollen.

Sie mögen übrigens deshalb unbesorgt seyn, daß des Sebaldus vermeintliche aber gläubische Achtung gegen das was sie für Fräzen halten, seinen andern guten Eigen-

ſchaften und guten Meinungen ſchaden werde. Der Mann, der seine Menschenliebe und seine Toleranz durch die bildliche Vorstellung des neuen Jerusalems noch fester begründet, zumal wenn er ein ſcharfsinniger Kopf ist, wird seine Theorie von Eingebung und Prophezeihung auch ſchon so zu modeln wiffen, daß ſeinen menschenfreundlichen Geſinnungen dadurch kein Eintrag geſchieht. Und warum ſollte dies, an ſich, schwerer feyn, als folche Theorieen ſo zu formen daß ſie zu herrſchſüchtigen und verdammenden Absichten gemäßbraucht werden können?

Wirklich beschäftigt ſich Gebaldus seit einiger Zeit mehr als jemals mit der Apo- kalypte, und hat ſeinen Kommentar darüber beynahe völlig geendigt. Er hat auch ſchon seinem Freunde Hieronymus den Verlag des ſelben angetragen, welchen dieser aber, mit aller Schonung gegen einen Autor der zugleich ein Freund ist, zu verbitten gewußt hat. Hieronymus mag freylich wohl einſehen, was Gebaldus noch nicht glauben will, daß seitdem Oder und nach ihm Gemler die

Achtheit dieses Buchs verdächtig gemacht haben, niemand mehr etwas über die Apokalypse lesen mag: sogar nicht einmal in Schwaben, wo jetzt, statt der vorherigen allgemeinen Beschäftigung mit diesem sonst für das Buch der Bücher geachteten Buche, durch eine für die theologischen Wissenschaften glückliche Veränderung, so weit man Neckarwein trinkt, das Variantensammeln und Arabisch exponiren \*) eingetreten ist.

Diese abschlägige Antwort seines Freundenes hat Herrn Gebaldus Nothanker auf die Gedanken gebracht, seine Erklärung und Auslegung über die Offenbarung Johannes, die Frucht einer Arbeit von mehr als dreyzig Jahren, nach dem Bey-

\*) Das war damals der Fall. Auf das Arabisch exponiren, ist zu unsren Zeiten im schwäbischen und unschwäbischen Deutschland bekanntlich das Exponiren der kritischen Philosophie nebst dem Gehen des absoluten Ichs eingetreten, worauf sicherlich einmal etwas anders folgen wird.

Nummer. der vierken Auflage.

spiele anderer großen Gelehrten, auf Sub-  
scription drucken zu lassen.

Es wird daher hierdurch bekannt gemacht,  
daß sie drey starke Bände in groß Quart be-  
tragen wird, und auf seines weisces Druck-  
papier abgedruckt werden soll. Sobald sich  
eine hinlängliche Anzahl Subscribers mel-  
det, allenfalls auch nur zu einer kleinen Auf-  
lage von etwa zweytausend Exempla-  
ren, wird der Druck sogleich angefangen  
werden, und vier Monate nachher die Ab-  
lieferung des ersten Theils geschehen.

C o n d e .

Zuver-

Zuverlässige Nachricht  
von einigen  
nahen Verwandten  
des  
Herrn Magisters  
**Sebaldus Nothander.**

---

Aus ungedruckten Familiennach-  
richten gezogen.

---

S. III.

N

Geist der Weisheit und der Weisheit

Wahrheit der Wahrheit und Wahrheit

der Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit

Wahrheit und Wahrheit

Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit

Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit

Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit

Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit

Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit

Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit

Wahrheit und Wahrheit und Wahrheit

Wahrheit und Wahrheit

TC

III 16 103

Wertigen. Es kann also der gleichzeitige  
Vater erneut auf die offizielle Stellung  
bestimmen, die Papst bestimmen will, da es  
noch keinen Sanktus eines Gottesdienstes  
gibt und darüber noch keine Meinung gegeben  
ist. Beide Meinungen sind ebenso gut  
wie Vorausannahmen nicht abwegig, obwohl  
es sich um eine sehr schwierige Angelegenheit  
handelt, die es leichter ist, sie zu bestimmen,  
als sie zu beweisen. Es ist jedoch von großer  
Wichtigkeit, dass man diese Meinungen  
nicht so ausdrücklich wie möglich

Unsers Gebaldus Vater war ein ehrlicher  
Handwerksmann in einem kleinen Städtchen  
in Thüringen, der durch Fleiß und Sparsam-  
keit sich ein Vermögen von einigen hundert  
Thalern erworben hatte, und ein solches An-  
sehen in seiner Vaterstadt erhielt, daß er zum  
Rathsmann und zum Vorsteher des Gottes-  
fastens erwählt ward. Indes brachten diese  
Ehrenstellen, die verschiedene von seinen Vor-  
gängern bereichert hatten, ihm gar keinen  
Nutzen. Denn er war ein so schlechter Wirth,  
daß er nicht allein für seine Arbeit auf dem  
Rathause und bei der Kirche keine Ein-  
künfte annehmen wollte; sondern auch zum  
gemeinen Besten verschiedenes aufwendete,

wogu er gar nicht hätte können gezwungen werden. Es kann also der ökonomische Leser leicht ermessen, daß des ehlichen Mannes Vermögen sich habe verringern müssen, da er bey seinen Ämtern keine Einnahme und nicht wenig Ausgaben hatte. Den Überrest zehrte die Vormundschaft über verschiedene arme Waisen auf, die er freiwillig übernahm, so daß er bey seinem Tode gerade so viel hinterließ, um begraben werden zu können.

Er war Vater von drey Söhnen: Erasmus, Gebaldus, und Elardus; welche seine Frau Hedwig, die mehr ihrer Frömmigkeit als ihres Verstandes wegen bekannt war, schon in Mutterleibe dem geistlichen Stande widmete.

Erasmus, der älteste, war fünf Fuß und zehn Zoll hoch, breitschulterig, wohlgewachsen, und weiß und roth im Gesichte. Von seiner ersten Jugend an liebte er seine eigene Person, und hatte von seinen Talenten eine hohe Meinung. Nach geendeten Universitätsjahren brachte ihm sein schlanker Körper eine Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause zuwege, wo man wohlgewachsne Leute liebte. Darauf ward er Prediger in einer Stadt,

wo ihm seine ansehnliche Leibesgestalt, sein ernsthafter wohlbedächtiger Gang, und seine vernehmliche Stimme, unter seinen Kirchenleuten nicht wenig Liebe und Ehrfurcht erwarben. In kurzem wußte er eine junge reiche Witwe von einundzwanzig Jahren, sein Weichtkind, so zu gewinnen daß sie ihn heus rathete. Von der Zeit an legte Erasmus sein Amt nieder, ob er gleich den geistlichen Stand behielt, des Ansehens wegen das er dadurch in der Stadt zu erhalten vermeinte. Er genoß nunmehr seinen Reichthum, und wendete ihn zu mancherley Dingen an, wodurch von ihm geredet werden konnte. Er ließ Waisenkinder erziehen, stiftete Stipendien, ließ Kirchen auspuzen und Altäre kleiden, pränumerirte auf alle Bücher denen die Namen der Pränumeranten vorgedruckt wurden, nahm Zueignungsschriften gegen baare Bezahlung an, schenkte Geld zum Baue der Kirchthürme und Orgeln, u. dergl. mehr. An bestimmten Tagen theilte er Geld und Brot unter die Armen aus, welche sich scharenweise vor seiner Thür versammelten. Und weil er nicht allein seinen Reichthum, sondern auch seinen Verstand und seine Person zuc

Schau tragen wollte, pflegte er freywillig alle sechs oder acht Wochen eine zierliche Predigt zu halten, bey welcher sich alle seine Klienten einfinden mußten, und nicht unterließen, nach Beschaffenheit der Umstände, durch Weinen in der Kirche, oder durch lautes Lob außer derselben, sich in seine fernere Gunst einzuschmeicheln. Elardus, ein mageres blasses Mäunchen, vier Fuß und zwey Zoll hoch, war, als das jüngste Kind, das geliebte Söhnchen seiner Mutter, die ihn von seiner ersten Jugend an, täglich wohl mit Speisen stopfte, und mit dem Lernen nicht sehr angreifen ließ. Indesß glaubte er doch in seinem fünfundzwanzigsten Jahre genug gelernt zu haben, um eine Predigerstelle bekleiden zu können, welche zu erlangen sein äußerster Wunsch war. Dies wollte ihm aber, so viel Mühe er sich auch deshalb gab, auf keine Weise gelingen; daher er dreißig Jahre alt ward, ehe er recht wußte was er einmal in der Welt vorstellen sollte. Zwar bekam er einst, durch Empfehlung seines ältern Bruders, den Antrag, Rechnungsführer bey einer Stuteren und Hundegucht zu werden, welche ein be-

nachbarter Fürst zum Besten seiner Parforcejagd angelegt hatte, ein Amt wogu nur Rechnen und Schreiben erfordert ward, und das doch an achthundert Gulden eintrug. Clardus aber, der die Würde des gelehrten Standes gehörig zu schätzen wußte, wies ein solches Anerbieten mit Verachtung von sich. Indes ließ er sich, nach nochmaligem zweijährigem Harren, bereden, die Stelle eines Konrektors an einer Lateinischen Schule anzunehmen, die ebenderselbe Fürst, um des ungestümen Anhaltens seiner Landstände loszuwerden, in seiner Residenz gestiftet hatte. Hier waren ihm zwanzig Gulden fixes Gehalt, ein halber Wispel Rocken, etwas Flachs und andere Naturalien, nebst freier Wohnung, ausgesetzt; welche letztere aber vor der Hand, wegen Baufälligkeit, nicht gebraucht werden konnte. Alles war ungefähr auf achtzig Gulden geschächt, weil der Fürst der gnädigsten Meinung war, den Lehrern der Jugend in seiner Residenz nur ungefähr den zehnten Theil dessen zukommen zu lassen, was die Ergieher seiner Pferde und Hunde forderten. Die Geheimenräthe des Fürsten hielten dies für sehr billig: theils, weil es

ungleich leichter seyn müsse vernünftige Menschen zu erziehen, als unvernünftige Bestien abzurichten; theils, weil jedes Schulkind noch wohl wöchentlich einen oder zwey Groschen Schulgeld geben könne, welches die Füllen und jungen Hunde nicht aufzubringen vermöchten.

Unglücklicherweise hatte der ehliche Clardus nicht recht gelernt, was zu einem tüchtigen Schulmanne erforderlich ist. Im Hebräischen war er bey dem kleinen Tanz stehen geblieben, im Griechischen konnte er zwar ziemlich ohne Anstoss das neue Testament und die goldenen Sprüche des Pythagoras exposieren, mehr aber nicht; und ob er zwar Lateinisch ganz gut verstand um es zu lesen, so wollte es doch mit der Lateinischen Schreibart nicht recht fort, und Verse konnte er in dieser Sprache gar nicht machen. Es ist wahr, er besaß einen ziemlich guten natürlichen Verstand, hatte ferner seine Muttersprache so gut in seiner Gewalt, daß er einen ganz artigen Deutschen Aufsaß machen konnte, welches er auch seine Schüler lehrte, und sich dabei alle Mühe gab, ihnen von Geographie, Geschichte, Sittenlehre und andern Sachen,

wovon er glaubte daß sie in der Welt zu brauchen seyn möchten, einige Begriffe hinzubringen. Weil aber die Einwohner der Residenz ihre Söhne, in der längst erwünschten neuen Lateinischen Schule, nun auch zu recht gelehrten Leuten erzogen wissen wollten: so hatten sie zu des Elardus Deutscher Lehrart gar kein Vertrauen, sondern schickten ihre Kinder in die Privatstunde zum Rektor, einem grundgelehrten Manne, der alle halbe Jahre ein Lateinisches Programm schrieb, der die Alsterthümer lehrte, und außer den gewöhnlichen gelehrten Sprachen noch Syrisch, Arabisch und Samaritanisch verstand. Der gute Elardus mußte sich also sehr schlecht behelfen, wenigstens des Tages zwölf Stunden öffentlich lehren, und Privatunterricht im Dekliniten, im Rechnen u. s. w. geben. Daneben, weil er nie seinen sehnlichen Wunsch vergaß sich einst aus dem Schulstaube zu dem Predigerstande zu erheben, arbeitete er bis nach Mitternacht an geistlichen Reden, und bestieg fast alle Sonntage die Kanzel, bald für diesen bald für jenen Prediger. Allein er war, wie schon gesagt, nur klein von Person, hatte eine schwache Stimme, und aus Man-

gel gründlicher Gelehrsamkeit, weil er weder die Philologie studiert, noch die Dogmatik, Polemik und Hermeneutik genugsam getrieben hatte, waren seine Predigten bloß moralisch: daher fanden sie keinen Beifall, und er hatte, zu seiner unbeschreiblichen Kränkung, meist die leeren Chöre und Kirchstühle vor sich. So brachte der gute Elardus sein Leben in Gram und Kummer zu, und starb an der Schwindsucht, im sechzehnzigsten Jahre seines Alters.

Erasmus hatte einen einzigen Sohn, Cyriakus genannt, einen Polyhistor und schönen Geist. Alles wußte Cyriakus, und was er nicht wußte, dünkte er sich zu wissen. Er selbst dachte eben nicht viel, aber wohl wiederholte er so oft was Andere gedacht hatten, daß er meinte er habe es selbst gedacht. Er las sehr viel, und alles was er las gefiel ihm, und was ihm gefiel, wollte er nachmachen. Daher versuchte er alle Schreibarten, und schrieb wechselseitig, hoch wie Kloppstock, sanft wie Jakobi, fromm wie Lava-  
vater, pomphaft wie Clodius, tiefdunkel wie Herder, popular wie Sturm. In allen Wissenschaften und schönen Künsten war

er gleich stark. Man hat einmal von ihm, in Einer Messe, eine Schrift von den Du-  
daim des Ruben, einen Band Anakreontis-  
cher Gedichte, eine Abhandlung von der  
Natur der Seele, und ein halbes Alphabet  
historischer Erzählungen gelesen. Ein Amt  
hat Cyriacus nie bekleidet; denn in seiner  
Jugend war sein Vater ein reicher Mann,  
und er glaubte also sich nicht auf Brotwissen-  
schaften legen zu dürfen. Nachdem aber  
Erasmus, durch viele Unternehmungen die  
seinen Namen verewigen sollten, sein Ver-  
mögen sehr verringert, und nach dessen Tode  
sein Sohn Cyriacus den Rest davon aus  
Liebe zu den schönen Künsten und Wissen-  
schaften auf der Universität verschwendet  
hatte; so befand sich der letztere in sehr be-  
dürftigen Umständen. Er trieb sich an ver-  
schiedenen Orten herum, so daß von mehrern  
Jahren seines Lebens die zuverlässigen Nach-  
richten fehlen. So viel weiß man, daß er  
eine Zeitlang Hofpoet bei einem jovialischen  
Abte in einem Kloster in Franken gewesen,  
daß er hernach Lehrer der Philosophie bei  
einem Kreistemente geworden, dessen Offi-  
ziere, weil sie sonst nichts zu thun hatten,

Gelehrte werden wollten, und daß er zuletzt  
bei einer kleinen gelehrtten Republik  
auf einer sichern Deutschen Universität, welche  
in Ermanglung eines Eichenhains, ihre  
Landtage in einem Kaffeegarten vor dem  
Thore hielt, als Nasenrumpfer gestan-  
den hat.

Diese Familiennachrichten dem Publikum  
mitzutheilen, wird man veranlasset durch eine  
Schrift, betitelt:

Predigten des Herrn Magister Sebal-  
dus Nothunker, aus seinen Papieren  
gezogen <sup>9).</sup> Leipzig in der Weigand-  
schen Buchhandlung 1774. 8.

9) In Meusels Gelehrtem Deutschland wird be-  
richtet, der Verfasser dieser Predigten sei Herr  
Professor Genbold, ehemals in Büchsweiler,  
jetzt in Tübingen. Es ist aber nicht zu vermu-  
then, daß diese Nachricht gegründet ist. Denn,  
theils würde der Herr Professor vermutlich  
besser geschrieben haben, theils sind die folgen-  
den Nachmaßungen von dem wahren Verfass-  
ter der Predigten viel glaubwürdiger, da sie  
aus den Nothunkerischen Familiennachrichten  
herstammen. Anmerk. d. vierten Auflage.

Es könnte schon sehr sonderbar scheinen, daß ein Fremder diese Predigten aus den Papieren des Hrn Magisters Sebaldus Notha anker sollte gezogen haben, da dieser im Jahre 1774 noch bei gutem Wohlseyn lebte, seine sämtlichen Papiere besaß, und nie geneigt gewesen ist, etwas daraus, am wenigsten aber Predigten, herauszugeben. Wären indeß diese Predigten nur dem Charakter des Hrn Magisters Sebaldus Nothanker gemäß geschrieben, so würde man sein Urtheil noch zurückhalten, und dahingestellt seyn lassen ob etwa die Handschrift derselben auf eine unbekannte Art dem Herausgeber möchte in die Hände gerathen seyn; allein, wer den Hrn Magister Sebaldus etwas genauer und persönlich gekannt hat, wird sich bald überzeugen, daß jene Predigten unmöglich von diesem guten Manne herrühren können.

Wenn man nur Seite L der Vorrede die Anmerkungen liest, die am Rande der Handschrift der Predigten sollen gestanden haben; so sieht man gleich, daß darin ein unerträglicher Egoismus herrschet, der dem von allem Eigendunkel entfernten Charakter des Sebaldus ganz zuwider ist.

Z. B. »Ich danke meinem Gott alle  
»Tage, daß er mich in einen Stand gesetzt  
»hat, in welchem ich zur Erleuchtung  
»des Landmannes so viel beytragen  
»kann.«

So hätte Sebaldus nie von sich geredet,  
der in aller Einfalt seine Pflicht hat, und  
Gutes stiftete so viel er konnte, ohne zu glau-  
ßen daß er so viel thäte, ohne feylerlich ausse-  
zurufen: Ich danke dir, Gott, daß ich  
nicht bin wie andere Leute!

Eben so ist die Anmerkung S. LII be-  
schaffen:

»Ich gebe meine Predigten nicht für  
»Muster aus, wornach meine Kollegen sich  
»bildeten sollten. Wenn sie nur daraus ab-  
»sehen, was ungefähr sie vortragen u. s.  
»w., u. s. w.«

O! wie hätte der bescheidene Sebaldus,  
der, wenn er predigte, und seine Kirch Kinder  
tröstete, und sie zum Guten ermahnte, nur  
ganz gewöhnlicher Weise seine Pflicht gehabt  
zu haben glaubte — sich auch nur die Idee  
in den Sinn kommen lassen, er könne jemand  
ein Muster werden, oder es könnten andere  
von ihm etwas absehen!

Daß ferner bey diesen Predigten keine biblischen Texte vorhanden sind, zeigt auch genugsam, daß sie weder Sebaldus, noch irgerd sonst ein Prediger der die Gesinnungen der Landleute kennet, gemacht haben kann. Sebaldus wußte viel zu gut, wie viel Gewalt auch nur der bloße Ton eines biblischen Spruchs über die Seele eines Bauren hat, als daß er ein so unschädliches Hülsmittel nützliche Wahrheiten einzuprägen, hätte vernachlässigen sollen.

Doch, selbst aus der Nachricht des Herausgebers, wie er zu der Handschrift dieser Predigten gekommen sey, erhellet nicht allein deutlich, daß sie nicht wohl vom Sebaldus gewesen seyn können; sondern wir kommen dadurch auch auf eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, wo sich diese Papiere eigentlich herschreiben mögen.

Es heißt S. XLV der Vorrede: »Vor  
»einiger Zeit kam ein Dessauischer Jude  
»zu mir, der, nebst andern Waaren, ver-  
»schiedene Paar schwärze seidne Strüm-  
»spfe, Halskraüsen, u. s. w. fast alles  
»in beschriebenem Papier eingewickelt, mir  
»zum Verkaufe anbot. »Aber, mein guter

»»Mann, sprach ich, wie kommt Er denn zu  
»»Christlichen Hals kraufen?« »In  
»»einem Dorfe, nicht weit von hier,« ant-  
»»wortete er, »hat sie mit ein Bauer verkauft,  
»»der sie vor einigen Jahren, nebst dem über-  
»»gen, an der Landstraße gefunden zu haben  
»»vorgab.« Kurz vorher hatte ich Noth-  
»»ankers Geschichte gelesen. Gleich fiel  
»»mirs aufs Herz, ob diese Sachen nicht von  
»»dem geplünderten Postwagen seyn möchten.«

Ist diese Erzählung richtig, so hätte auf den Titel gesetzt werden sollen: Aus dem Makulatur eines Dessauischen Ju- den abgedruckt, nicht aber: Aus Gebal- dus Papieren gezogen, denn dies letz- tere Vor geben ist durch nichts erwiesen. Der Herausgeber hat bei seiner Muthmaßung, die er bloß auf seine Erzählung bauet, in der That sehr wenig historische Kritik gezeigt, worin wir Deutsche doch sonst so stark sind. Hätte er nur mehr auf die Chro- nologie, welche die Fackel der Geschichte ist, geachtet! Ist es wohl wahrscheinlich, daß Kleidungsstücke welche 1763 auf einem Post- wagen verloren gegangen sind, noch 1773 un- verkauft, mit dem Papier, worin sie an- fäng-

sänglich gewickelt gewesen, in den Händen eines Juden seyn sollten? Und warum thäf denn der unbekannte Herr an den Juden die unnöthige Frage: »wie er zu Christlichen »Halskrausen komme?« Es ist ja bekannt daß die Juden abgetragene Christliche Kleider mit eben so wenig Bedenken in ihre Läden aufzunehmen, als die Christen manche abgetragene Jüdische Lehre in ihre Dogmatik aufgenommen haben! Und wie kann er auf des Juden unbestimmte und unbewiesene Antwort das geringste bauen? Wären auch alle die Sachen, die der Jude zum Verkaufe anbot, wirklich auf der Landstraße gefunden worden; so können sie doch sicherlich nicht unserm Sebaldus gehört haben. Wie wäre er, der zeite Lebens in einer ländlichen Einfalt gelebt hatte, und der aus Noth seine besten Sachen hatte verstoßen müssen, zu seidnen Strümpfen gekommen? Wozu hätte er wohl, nachdem er abgesetzt worden, Halskrausen <sup>\*)</sup> mit sich

<sup>\*)</sup> In einigen Deutschen Provinzen würde das Wort Halskrausen bloß Halstücher bedeuten; aber der Zusatz Christliche Hals-

Geb. II. III.

O

geföhrt? Und da er bey seiner Abreise, wie S. 191 des ersten Theils seines Lebens berichtet worden, seinen ihm so werthen Kommentar über die Apokalypse bey seinem Freunde Hieronymus zurückließ, ist es wohl wahrscheinlich, daß er die Koncepte von alten Predigten sollte mitgenommen haben?

Die Muthmaßung des ungenannten Herausgebers ist also höchst unwahrscheinlich. Wenn man nun aber hingegen aus den sichersten Familiennachrichten weiß, daß Eriakus seines Vaters Kleider Halskrausen und Manuscripte, so wie auch den geringen Nachlaß des frühzeitig verstorbenen Elardus, geerbt hat; wenn ferner widersprechlich bewiesen werden kann, daß Eriakus, als er 1772 von Leipzig wegreisen wollte, seine sämmtliche Kleidung, Bücher und Papiere zu einem Trödler getragen hat, der vor dem Grimmschen Thore in der Gegend des Richterschen Kaffegartens wohnt, und seinen hauptsächlich-

Krausen scheint anzudeuten, daß es runde Priesterkrüzen oder Wolkenträgen gewesen, die man in Sachsen Krausen nennt.

chen Abzug an Dessauische Juden hat: so wird es nun vielmehr sehr wahrscheinlich, daß die dem ungenannten Herausgeber so zufälliger Weise in die Hände gerathenen Predigten, wenn sie gleich nicht von Gebaldus Nothunker sind, dennoch sehr wohl von Erasmus Nothunker, von Elardus Nothunker, und von Cyriakus Nothunker herrühren können.

Diese Muthmaßung wird beynahe zur Gewißheit, wenn man die innere Beschaffenheit dieser Predigten betrachtet. Gleich der erste Absatz der ersten Predigt, von der Einigkeit in der Ehe, kann ganz unmöglich aus Gebaldus Feder geschlossen seyn; denn es kommt darin, ob er gleich nur eine halbe Seite lang ist, sechzehnmal das liebe Ich vor. Man höre:

»Nichts wünsche Ich so sehr, als daß Ihr glücklich seyn möget. Ihr werdet es von Mir überzeugt seyn, Meine lieben Zuhörer, daß Ich dieses aufrichtig wünsche; denn Ihr wißt, wie Ich zu euch eile um euch zu trösten wenn Ihr traurig seyd, und wie gern Ich auch an euren Freuden Anteil nehme, wenn Ihr einen fröhlichen Tag.

O 2

»habt. Mein Amt, und Mein Herz macht  
»Mir dieses zur Pflicht. Mein Amt, weil  
»es Mir zunächst aufgetragen ist, euch an  
»Meiner Hand durch die Bahn dieses Le-  
»bens zu führen, und euch zu einem seligen  
»Leben das euch nach diesem erwartet, zu be-  
»reiten. Aber auch Mein Herz macht es  
»Mir zur Pflicht, weil Ich euch aufs herz-  
»lichste liebe. Ein Hirte kann nicht so sehr  
»seine Schafe, ein Vater nicht so sehr seine  
»Kinder lieben, als Ich euch.«

So ein grober Egoist war der bescheidene Gebaldus keinesweges. Er sprach nicht so viel von Sich. Er liebte seine Kirch Kinder; aber diese Liebe trug er nicht öffentlich zur Schau. Er stand seinem Amt vor, er thät seine Pflicht; aber er hatte sein wichtiges Amt, seine theure Pflicht, nicht immer auf der Zunge, um seinem guten Herzen ein Kompliment zu machen. Hingegen der ruhmsüchtige Erasmus, der hauptsächlich nur deswegen predigte, um sich von der Kanzel herab in seiner Größe zu zeigen, redete beständig von Sich Selbst, von Seinem guten Willen gegen seine Zuhörer, von Seinem Herzen, von Seiner Liebe, von Sei-

nein Vertrauen; kurz, er predigte Sich  
Selbst, um Sein Selbst willen.

Wenn ferner diese Predigt vom Gebaldus, oder auch nur von irgend einem andern Landprediger, an Bauern gehalten wäre, so würde darin nicht so mancheszen vorkommen:  
 »von Geld und Gut; von einem Geiz\*  
 »halse der einen Freyer abweiset, wenn er  
 »nicht so viel Gut und Geld hat als seine  
 »Tochter; von einem unehrbaraten Mädcchen,  
 »das man nicht heurathen sollte wenn sie  
 »auch noch so viel Geld hätte.« Wenn Se-  
 baldus über diese Gegenstände zu reden ge-  
 habt hätte, so würde er von Vieh, Äckern,  
 Wiesen und Gärten gesprochen haben;  
 denn darin bestand das Vermögen seiner  
 Bauern, so wie der allermeisten Bauern in  
 der Welt. Dass Gebaldus Vaterland zwar  
 fruchtbar, aber ohne baares Geld gewesen,  
 kann der Leser schon aus der Act schließen,  
 wie der ehrliche Hieronymus seinen Buchhan-  
 del treiben mußte.

Eben so heißt es, S. 4: »Ich will euch  
 »jetzt nichts davon sagen, daß der Reiche  
 »althum öfters eurer Seele höchst schädlich  
 »ist, daß er eine Versuchung ist zu allem

»Bösen, und daß unser weisester Lehrer  
 »sagt, daß die Reichen nicht in das  
 »Reich Gottes kommen werden. Dar-  
 »an will ich euch jetzt nicht erinnern, weil  
 »ich unlängst von der Schädlichkeit des  
 »Reichtums ausführlich zu euch geredet  
 »habe.« Dies ist ein klarer Beweis, daß Se-  
 baldus nicht der Verfasser dieser Predigt  
 seyn könne; denn man kann sich für ihn sicher  
 verbürgen, daß er ein ungeschmacktes Postil-  
 lengeschwätz von der Schädlichkeit des  
 Reichtums, seinen Zuhörern nie werde  
 vorgeredet haben. Er war vielmehr bestän-  
 dig beslissen seinen Bauern zu predigen, daß  
 sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten,  
 ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten  
 sollten, alles in der ausdrücklichen Absicht  
 daß sie wohlhabend werden, daß sie Ver-  
 mögen erwerben, daß sie reich werden  
 sollten. Gebaldus wußte nur allzuwohl, daß  
 die niederdrückende Dürftigkeit, welche  
 nothwendig Statt haben muß wenn der Bauer  
 nicht wohlhabend seyn soll, eine frucht-  
 batere Mutter der Barbarey und verderbter  
 Sitten ist als der bäurische Reichtum, der  
 bloß eine Folge des Fleisches seyn kann;

wer daher den Bauern von der Schädlichkeit des Reichthums predigen wollte, ihnen ausdrücklich die Faulheit empfehlen müßte. Dagegen weiß man daß Erasmus, seitdem er selbst reich geworden war, den erbaulichen Gemeinort von der Nichtigkeit und Schädlichkeit des Reichthums sehr oft im Munde geführt habe; einen Gemeinort, über den sich in der That am zierlichsten reden läßt, wenn man an nichts Mangel leidet.

Noch eine andere Stelle giebt die stärkste Vermuthung an die Hand, daß niemand anders als Erasmus Notthaker der Verfasser dieser Predigt seyn könne. S. 6 heißt es:

»Es entspringt viele Uneinigkeit unter euch  
 »daher, daß Ihr gemeiniglich mit Euren  
 »Schwiegerältern unter Einem  
 »Dache wohnet. Es ist mir leid daß ich  
 »es sagen muß, aber leider! ist es durch die  
 »Erfahrung gegründet, daß nur sehr wenige  
 »Cheleute in Einigkeit leben,  
 »wenn sie ihre Schwiegerältern bey  
 »sich im Hause haben. Ihr würdet euch  
 »öfters nicht zanken, wenn nicht zuweilen  
 »eines der Schwiegerältern Öl ins Feuer

ngösse. Die Schwiegerältern glauben,  
 »man könne sie nicht zu gut halten,  
 »und ihnen nicht dankbar genug sich  
 »beweisen. Sie sind überzeugt, in allen  
 »Stücken alles besser zu wissen als  
 »die jungen Eheleute, und wollen alles  
 »im Hause anordnen. Nichts kann  
 »man ihnen recht thun. Hierzu kommt  
 »noch daß das Alter sie ohnehin mürrisch  
 »und verdrießlich, und mit sich selbst  
 »und der ganzen Welt unzufrieden  
 »macht. Haben nun die Eheleute einen Elei-  
 »nen Zwist untereinander, so tritt der Schwie-  
 »gervater oder die Schwiegermutter auf die  
 »eine oder andere Seite, und vergrößert  
 »den Streit, statt daß diese Alten  
 »ihm schlichten, und die streitenden  
 »Parteien versöhnen sollten.«

Läßt es sich wohl denken, daß der sitt-  
 same Gebaldus, auf eine so plumppe Art, alle  
 Schwiegerältern die bei ihren Kindern  
 wohnen, habe öffentlich von der Kanzel  
 herab beschimpfen wollen? daß er dieses vor  
 Bauern habe thun wollen, welche ihre Schwi-  
 gerältern gewiß bloß, wenn sie aus Aemuth  
 oder aus Alter und Schwäche ihren eigenen

Acker nicht mehr bauen können, bey sich haben werden? Zwar wird S. 12 den Zuhörern empfohlen, daß sie ihre Schwiegerältern in Ehren halten, ihrem guten Rath folgen, und sie pflegen sollen; aber wie werden sie das thun, wie werden sie ihre Schwiegerältern auch nur im Hause leiden wollen, wenn der Prediger diese schon vorher als die bösartigsten, verdrießlichsten, zänkischsten Geschöpfe abgeschildert hat, die zu den Hauptursachen der ehelichen Uneinigkeit gehören, die bey den häuslichen Zwistigkeiten Öl ins Feuer gießen, die einen Streit vergrößern, anstatt ihn zu schlichten? Dieses unbedachtsame Epiphomena sieht dem stolzen Erasmus sehr ähnlich, der wirklich mit seiner Schwiegermutter anfänglich in Einem Hause wohnte, hernach aber mit ihr in beständiger Uneinigkeit lebte, nachdem sie ihm sehr vernünftige Vorstellungen darüber gemacht hatte, daß er das Vermögen ihrer Tochter aus Eitelkeit verschwende, daher er sie wohl oft mag abgefanzelt haben.

Auch von der folgenden Predigt wider die Processe ist derselbe höchst wahrscheinlich der Verfasser. Man findet darin S. 18

unter andern folgende sehr anstoßige Stelle:  
 »Der Advo<sup>k</sup>at mü<sup>ß</sup>te ein allzu uneigen-  
 »nütziger Mann seyn, wenn er euren  
 »Rechtshandel nicht so lange auszu-  
 »dehn<sup>n</sup> suchte als es möglich ist, um  
 »recht vieles von euch einzunehmen. Es hat  
 »zwar den Anschein als wenn kein Advo<sup>k</sup>at  
 »diese Absicht hätte; denn zuerst sucht er euch  
 »gemeiniglich mit eurem Gegner zu verglei-  
 »chen, oder es wird, wie man sich ausdrückt,  
 »ein Termin zur Güte angestellt. Habt  
 »Ihr aber jemals gehört, daß ein Ter-  
 »min zur Güte einen erwünschten Er-  
 »folg gehabt hätte? Der Advo<sup>k</sup>at mü<sup>ß</sup>te  
 »seinen Vortheil gar nicht verstehen,  
 »wenn er nicht, statt euch mit eurem  
 »Gegner zu vergleichen, in euch eine  
 »größere Lust erwecke, dem Rechte seinen  
 »Lauf zu lassen.« Ferner S. 22: »Der  
 »größte Theil der Leute von diesem  
 »Stande scheint den Eigennutz zu sei-  
 »nem Gott gemacht zu haben, den er  
 »allein anbetet, und dem er Ehre, Ge-  
 »wissen, Redlichkeit, alles aufopfert,  
 »u. s. w.«

Wie wäre es möglich, daß der sanct-

müthige Gebaldus einen gänzen, dem gemeinen Wesen nthigen und nützlichen, Stand auf eine so bittere und zugleich so tölpische Weise habe öffentlich verunglimpfen wollen? Sollte wohl ein verständiger Mann zweifeln können, ob jemals ein Termin zur Güte den erwünschten Erfolg gehabt habe? Dies sieht wirklich viel weniger einem unbefangenen Dorfprediger wie Gebaldus ähnlich, als einem aufgeblasenen Rentenritter wie Erasmus, der verlangte, daß sich jedermann vor ihm beugen, und nach seinem Willen handeln solle, und deshalb eine Menge Processe hatte, in welchen freylich kein einziger Termin zur Güte jemals einen erwünschten Erfolg haben konnte: ganz natürlich, weil Erasmus beständig seinem Eigensinne folgen, und niemals vernünftigen Vorstellungen Gehör geben wollte.

Die Predigten wider den Ab erglauben, von der Zufriedenheit, von der Gesundheit, von der Kinderzucht, von der Glückseligkeit des Landmannes, scheinen von Elardus Nothunker, dem jüngern Bruder unsers Gebaldus, herzurühren.

Es sind ganz leidliche, gutgemeinte, etwas weitschweifige Homilien, die den Prediglesern in Städten ganz gut gefallen mögen; nur findet man darin freylich Spuren, daß sie nicht vor Bauern gehalten worden, oder für Bauern bestimmt gewesen. Wie würde man z. B. (S. 57) darauf kommen, diesen vorzusagen: »Geld und Ehre machen nicht wahrhaftig glücklich?« Der Bauer hat ja gemeiniglich kein Geld, und verlangt keine Ehre.

Die beiden Fragmente der Predigten von der Ewigkeit der Höllenstrafen, und vom Tode fürs Vaterland, haben ohne Zweifel den wichtigen Cyriakus zum Verfasser. Es ist schon oben gesagt worden, daß er in allen Schreibarten Versuche mache, und man sieht es diesen Fragmenten nur allzusehr an, daß sie Versuche sind, und zwar Versuche eines jungen Menschen. Ein Mann, der so viel Überlegung besaß wie Sebaldus, würde seinen Bauern nicht von der Endlichkeit der Höllenstrafen eine ausdrückliche Predigt gehalten haben, wenigstens sicherlich nicht auf die Art wie hier. Er hätte gewiß bedacht, ehe er über diese Materie mit

Nuhen predigen könnte, würde er noch vorher in den groben Vorstellungen seiner Bauern von göttlichen Strafen, von den Folgen der Untugend, von dem Zusammenhänge der Dinge überhaupt, von Vergebung und Besserung, sehr viel ändern und berichtigten müssen. Hierbei, fühlte er wohl, hätte er für einen gemeinen Bauerverständ leicht zu subtil werden können; weshalb er, wie wir von ihm selbst erfahren haben, von dieser Marie seinen Bauern niemals etwas gesagt, sondern ihnen nur Gott, als ein allgerechtes und allgütiges Wesen vorgestellt hat, das seine Strafen nach weisen Absichten verhänge, und dessen Plan dabei allemal das wahre Wohl des Menschen ist; — ohne sich in die transzendenten Begriffe von Ewigkeit und Endlichkeit einzulassen, die kein Bauer recht genau fassen wird, und die ihm zur Besserung des Lebens, welche Gebaldus für den einzigen Zweck seiner Predigten hielt, nichts helfen können.

Das Fragment der Predigt vom Tode fürs Vaterland ist gleichfalls gewiß nicht vom Gebaldus; welches schon daraus erhellet, daß man in diesem Fragmente nichts von

dem enthusiastischen Feuer findet, in welchem, nach S. 39 des ersten Theils seiner wahrhaftesten Lebensgeschichte, diese Predigt gehalten worden: so daß, wenn sie so kahl und kalt gewesen wäre als dieses Fragment, schwerlich nur ein einziger Bauerkerl dadurch würde bewogen worden seyn Kriegsdienste zu nehmen. Es scheint, Magister Cyriakus hat bloß einen Versuch machen wollen zu zeigen, wie etwa die Predigt um welcher willen sein Oheim Sebaldus abgesetzt worden, möge ausgesehen haben. Allein dieser Versuch mißlang, weil Cyriakus nicht Sebaldus ist, obgleich beide Nothanker heißen.

Übrigens will man freylich den Satz: Das Erasmus Nothanker, Elardus Nothanker und Cyriakus Nothanker, die Verfasser der sogenannten Nothanker-schen Predigten sind, für weiter nichts als für eine wahrscheinliche Muthmaßung ausgeben. Wen dies zu wenig dünkt, der bedenke, daß die Resultate der tiefstinnigsten historischen Untersuchungen oft weiter nichts als bloße Muthmaßungen sind; wogegen mit unsrer Muthmaßung noch die unstreitige Wahrheit verbunden ist: daß gedachte Predigten, ihr

Berfasser sey auch wer er wolle, wenigstens gewiß nicht von Gebaldus Nothanker sind.

Man hat auch ferner aus sichern Privatnachrichten erfahren, daß hin und wieder auf den Webestühlen einiger gelehrten Manufakturen zu verschiedenen Zeugen die Ketten angebracht worden sind, wozu der ehrliche Gebaldus Nothanker, und seine Bekannten, den Einschlag geben sollen. B. B. Gebaldus Nothankers Beicht- Bet- und Kommunionbuch; Gebaldus Nothankers Be trachtungen auf alle Tage im Jahre; Gebaldus Nothankers Sonn- und Festtagspredigten über alle Evangelien und Episteln; Gebaldus Nothankers schrift- und ver nünftmäßige Auslegung der Offenbarung Joh annes; des Herrn D. Staczius Aufmun terung zur Bewahrung der Rechtgläubigkeit, und Warnung vor falscher Lehre; Kochbuch von 5000 Speisen nach der Anlage Sr Ex cellenz des Herrn Grafen von Nimmer, nebst einem Anhange von Fastenspeisen; Ra m bolds philosophisch-ästhetisches Lehr buch; Hieronymus Disihreden, Einfälle und Meinungen; u. a. m. Daher will man das

Publikum warnen, sich durch diese und andere dergleichen verfängliche Titel nicht hintergehen zu lassen. Denn Herr Gebaldus Nothanker würde, was er etwa der Welt vorlegen wollte, schon selbst herausgegeben haben; von den übrigen Personen aber möchten wohl keine ächte Schriften zu erwarten seyn.

Zuletzt ist der geneigte Leser zu benachrichtigen, daß ein kurzweiliger Mann darauf gefallen ist, das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Gebaldus Nothanker, ohne die geringsten Nachrichten davon zu besitzen, aus seinem eigenen Gehirne fortzusehen, und einen so genannten zweyten Band unter dem Druckorte Frankfurt und Leipzig, 1774, drucken zu lassen, welcher zu Hamburg in der Zeitungsbude der Frau Wittwe Tramburginn, im Brodtschlangen, nebst andern Zeitungsblättern öffentlich verkauft wird. Der geneigte Leser kann freylich in dem unächten zweyten Bande den wahren ferner Verlauf der Geschichte des Herrn Mag. Gebaldus Nothanker nicht finden, weil der ungenannte Verfasser selbst nichts davon wußte; aber nem daran gelegen ist, kann allen-

allenfalls daraus ersehen was für eine Vorstellung vom Gebaldus Nothanker, in dem Kopfe eines solchen Menschen wie der ungenannte Verfasser ist, existiren mag.

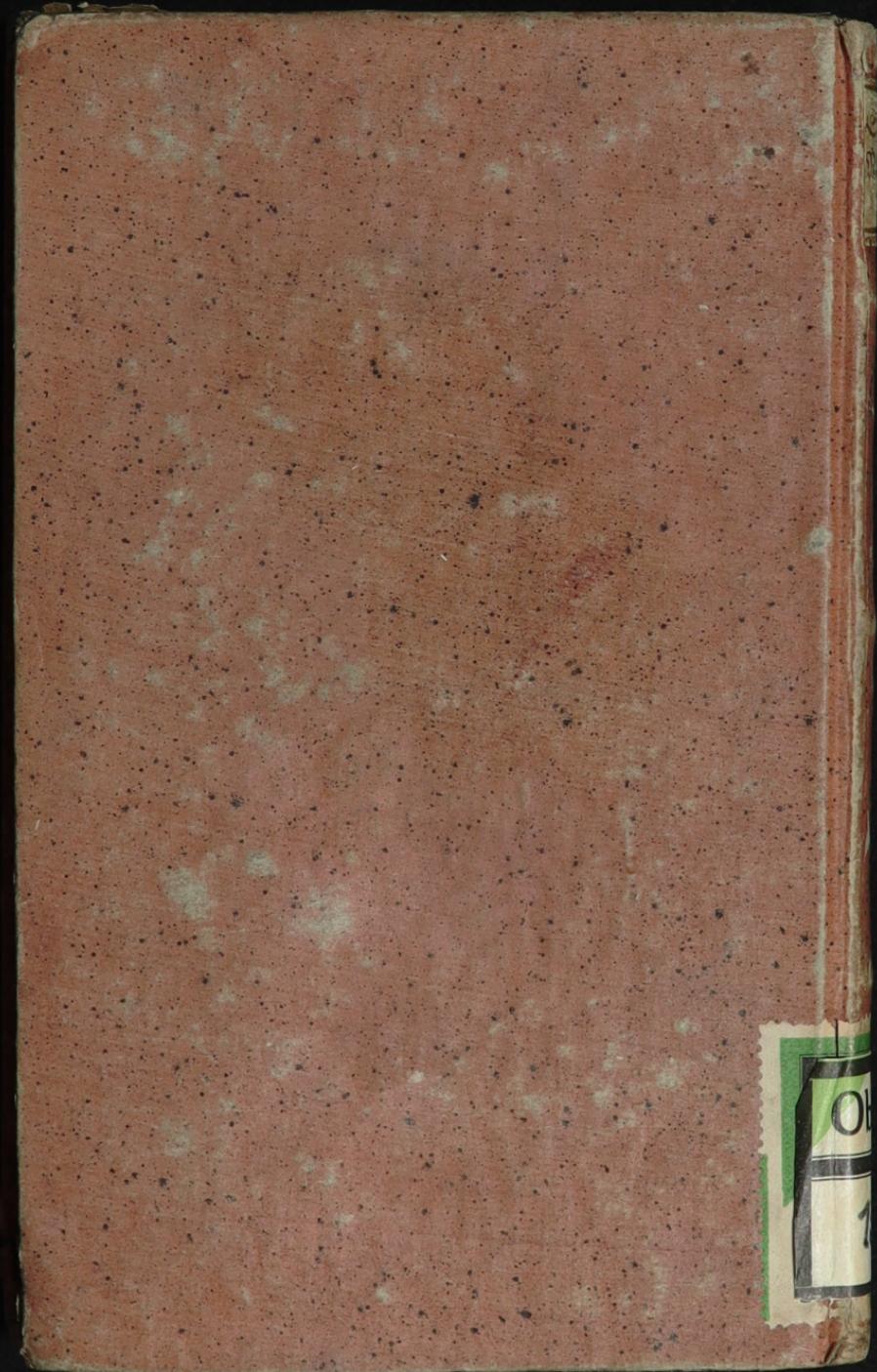
Diese unächte Fortsetzung kann auch noch einen andern Nutzen haben. In dem achten zweyten Bande wird man, der Wahrheit gemäß, sehr viele Meinungen und nur sehr wenige Handlungen antreffen, weil der ehrliche Gebaldus wirklich meistens nur gedacht hingegen wenig gehandelt hat. Sollte es nun Leser geben welche wünschten, daß man ihnen lieber Handlungen als Meinungen erzähle, so können sie versuchen ob sie vielleicht ihre Rechnung bei dem unächten zweyten Bande finden möchten, worin alles voll Bewegung und Handlung ist, und zwar voll ganz ungemein merkwürdiger Handlungen. Z. B. »Wie Gebaldus, nachdem ihm die Räuber auf dem Postwagen ein Loch in den Kopf geschlagen haben, ein Glas Kirschbrandwein trinkt, welches alle Grillen vertrieb. — Wie Dutfelius die Frau seines Schulmeisters verführt, welcher ihn dafür durchs ganze Dorf persicht. — Wie sich eine alte Jungfer

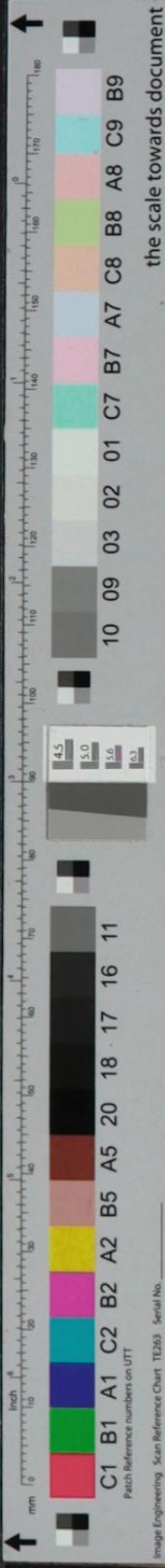
Geb. n. III.

P

»Gibylle in Gebaldus verließt, und ihn  
 »Nachts in seinem Bette besucht. — Wie  
 »Säugling mit Marianen heimliche Zusam-  
 »menkünfte hält, wobei die Vertraulich-  
 »keit zu dem Grade steigt, sich so laut  
 »zu küssen daß man es in einer ziem-  
 »lichen Entfernung höret. — Wie Hier-  
 »onymus den D. Stauzius auf einem Wa-  
 »gen in einen Kasten setzt, worin Schwei-  
 »ne und Gänse gewesen, wobei Stauzius  
 »sehr dächtig singt: So fahre fort und  
 »schöne dort; — nebst nicht wenig Hoch-  
 zeiten und andern possitlichen Gegebenheiten:  
 woraus abzunehmen ist, daß der Verfasser  
 der solche schnäckische Dinge hat erdenken  
 können, ein pudelnärrisches Menschen-  
 gesicht seyn müsse.







the scale towards document

101

Erstaunen, Mariane war, rechnete zwar sten Säugling; weil demselben, besonders unruhigen Geist viel achtet er Bekanntheit erwäld, einem benach- ser war, so wie Ram- trunks, des Spiels t, so wie jener, eben ttenlehre; daher durch igungen die Freund- ward, daß der Herr inen Augenblick ohne önnte, und ihn ver- ziehen. Zuweilen ber- och seinen ehemaligen diesem Tage war er etten, um einen sehr geniesen. Und sie stand kamen und Rambold Ritterstube des Herrn ekehrt war, beschäf- Rest des Abends mit in sein weiches Herz macht hätte. Er ließ